



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1909

2 (1909)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obera.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.
Nr. 2.

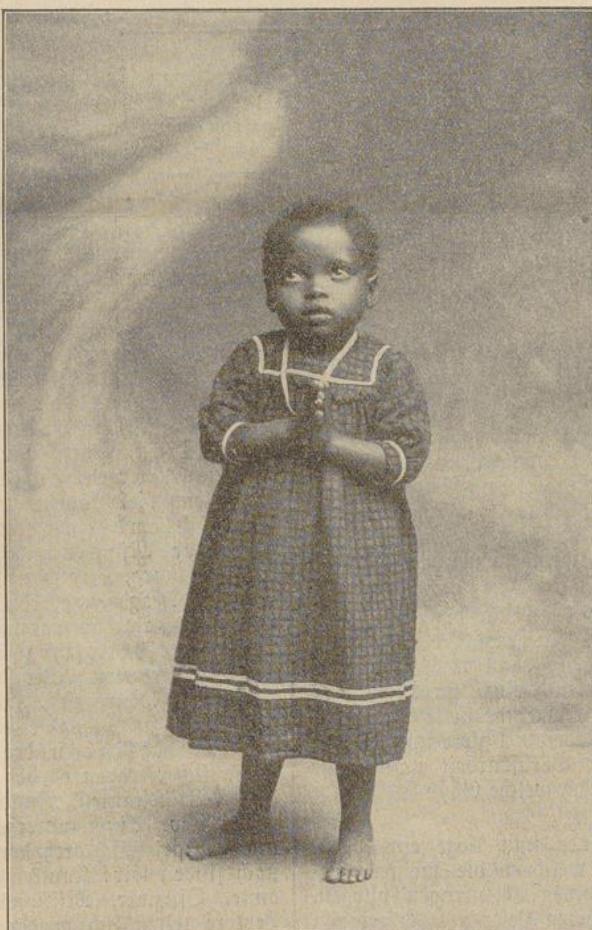
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mf. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werke zu
Günsten der armen
Heiden in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Die liebe Kleine betet für die Wohltäter unserer Mission.

Köln a. Rh.
Februar 1909.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtemal allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Besörderer des „Vergissmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wundersam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallt,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelasset,
Klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech ich mit der Mutter Mund.

Sprache schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichrum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riesen
Väter aus des Grabs Nacht.

Klinke, klinke fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'n es, altes Lied,
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daz dir jedes Herz erglüht.

Max von Schenkendorf.

Gäste in Mariannhill.

Mancher unserer geehrten Leser glaubt vielleicht, jedes Trappistenkloster sei fast vollständig von der übrigen Welt abgeschlossen, nur selten klopfe da ein verirrter Wanderer an der Klosterpforte an, und Mariannhill, da unten im Süden Afrikas, sei vollends das weltentlegenste Kloster der ganzen Welt.

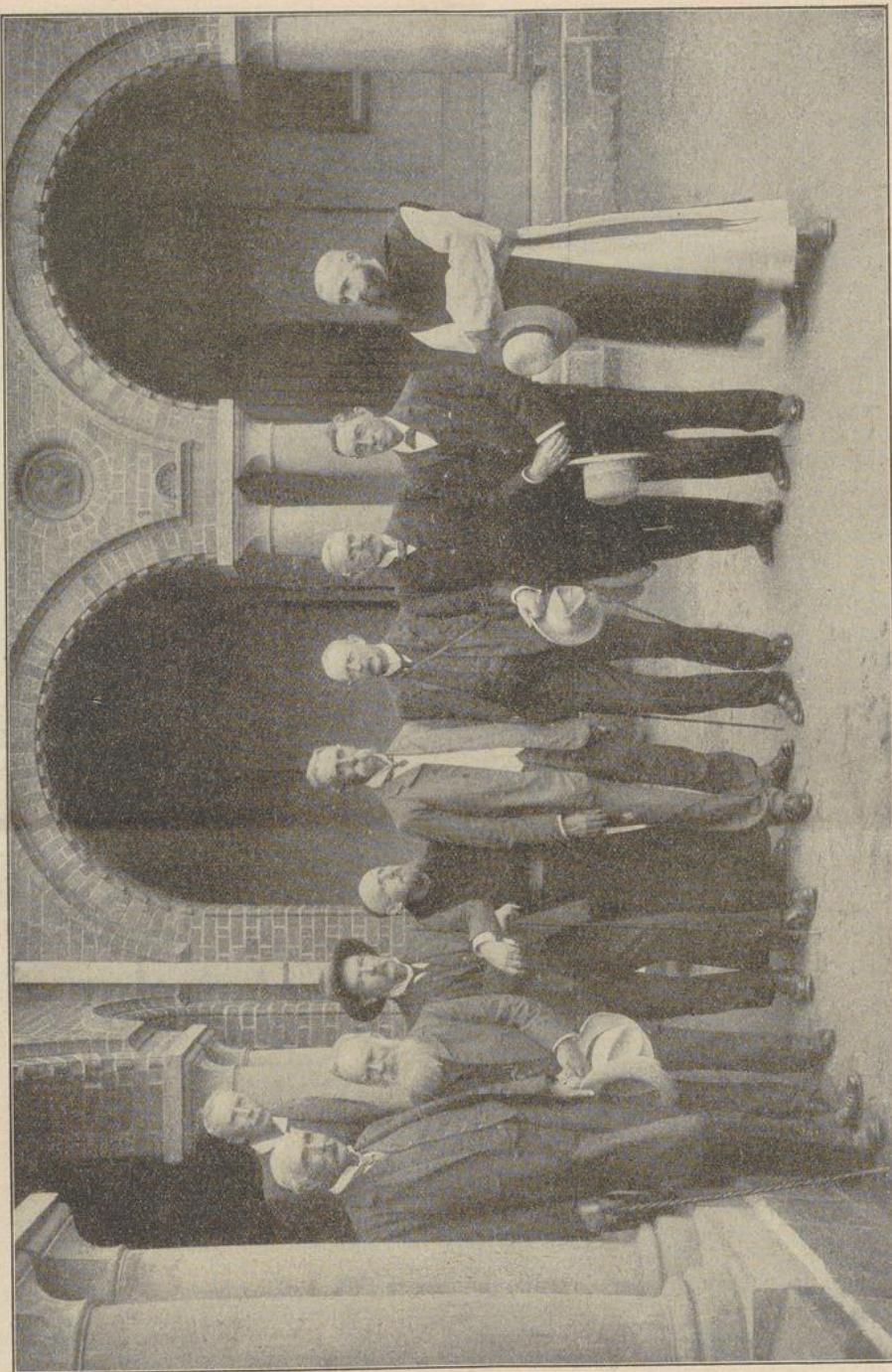
Dem ist nun aber keineswegs so, ja ich möchte stark bezweifeln, ob es viele Klöster gibt, in welchen Gäste aus aller Herren Länder in so buntfarbiger Mischung zusammenströmen, wie gerade in Mariannhill. Ich rede hier nicht von den vielen Käffern, die Tag für Tag hier aus- und eingehen und von den Kulis und den benachbarten weißen Kolonisten, welch' Lezire meist in Geschäftsangelegenheiten in unsere Werkstätten kommen, speziell in die Gärtnerei, Schuhmacherei, Schreinerei, Wagnerie und Schmiede, sondern nur von distinguierteren Gästen, die meist aus weiter Ferne in der direkten Absicht kommen, das vielbesprochene Mariannhill zu sehen.

Gleich zum voraus will ich übrigens bemerkern, daß diese häufigen Besuche das reguläre Leben des Klosters nur wenig berühren; denn mit Ausnahme des Gastwartes, der Obern und einzelner Meister in den Werkstätten kommt die Gemeinde in keinerlei Beziehung mit den Gästen. Jeder Religiöse und Bruder geht vielmehr ruhig seiner Berufssarbeit nach, ohne oft nur eine Ahnung zu haben, welche Gäste sich gerade im Kloster befinden.

In unserem Gastzimmen nun liegt ein sogen. Fremdebuch auf, in welchem die meisten Besucher eigenhändig ihre Namen einzutragen pflegen. Ich lade hiermit unsere geehrten Leser und Leserinnen ein, einen flüchtigen Blick in dasselbe zu werfen: Da finden wir nun im einen Monat Juli, um welche Zeit hierzulande der Andrang an Gästen allerdings am stärksten zu sein pflegt, 162 Namen notiert. Tatsächlich war die Zahl der Besucher noch bedeutend

höher, denn viele pflegen ihre Namen gar nicht einzutragen. Woher kamen nun diese Gäste? Ich kann getrost sagen: aus der halben Welt: die einen waren aus Südafrika, aus Capetown, Harrysmith, Johannesburg, Bloemfontein, Salisbury usw., die andern aus Südwestafrika (Windhuk), aus Deutschland (Dares Salam) und Ägypten (Kairo). Andere kamen aus Australien, Tasmanien und Neuseeland, wieder andere aus Südw. und Nordamerika, denn es finden sich die Namen Rio de Janeiro, Valparaíso, New York usw. Sehr viele waren aus Europa und zwar auch da wieder aus den verschiedensten Ländern wie z. B. aus England (London), Schottland (Edinburgh), Frankreich (Nizza, Paris), Holland (Amsterdam), Österreich (Triest, Graz, Wien, Budapest), aus Schweden und Norwegen (Stockholm, Christiania) usw. Auffallend viele kamen aus den mannsfachen Gauren Deutschlands; da standen in friedlichem Verein die Städte: München und Berlin, Dillingen, Nürnberg und Augsburg, Straßburg, Aachen und Köln, Breslau, Dresden, Magdeburg, Königsberg und viele andere.... Besonders zahlreich waren auch die Kapitäne, Offiziere und Aerzte deutscher Dampfer und Kriegsschiffe vertreten. Wir finden da z. B. die Namen „Condor“, „Kurfürst“, „Planet“, „Bussard“, „Präsident“ usw.

Die Religion der Gäste ist nicht genannt, allein sicher waren es der Mehrzahl nach Römisch-katholiken: Protestanten, Anglikaner, Wesleyaner, Calvinisten usw. Einer unterzeichnete sich als Archimandrit der griechisch-orthodoxen Kirche. Dem Stande nach finden wir: Kaufleute, Professoren, Aerzte, Beamte, Offiziere, Missionäre, Ordensschwestern usw. Letztere teilen sich wieder in verschiedene Kongregationen wie Augustinerinnen, Dominikanerinnen, Nazarethschwestern, Holy-Family usw. Zu ihnen gesellen sich Jesuiten, Lazaristen, Väter vom hl. Geiste, Oblaten O. M. J., Maristenbrüder usw. Zuweilen verirrt sich auch ein protestantischer Ordensmann



Von links nach rechts: Mr. Merriman; Sir Lewis Mitchell; Mr. H. Fischer; Mr. J. W. Sauer; Bruder Rövid; Col. Stanford; James Merriman; Dr. Beck; Mr. Maardorp; P. Thomas.

der englischen Ritualisten hieher, wird aber mit der gleichen Gastfreundschaft wie alle übrigen aufgenommen. . . Es finden sich in diesem Fremdenbuch die Namen sämtlicher Bischöfe Südafrikas, der Name Joachim Albrecht, Prinz von Preußen, nebst seinem Gefolge Hauptmann Clemens von Brandenstein und Dr. Karl Géronne, Stabsarzt an der Kaiserl. Wilhelms-Akademie in Berlin, der Name Matthew Nathan, Gouverneur von Natal, und manch andere, die weit über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt sind.

Sehr distinguierte Gäste hatten wir auch im Oktober 1908. Damals tagte nämlich in Durban die South African Convention behufs der Vereinigung aller englischen Kolonien in Südafrika. Es war hier offenbar die Elite der hiesigen englisch-holländischen Bevölkerung beisammen, Männer von hoher Stellung und reicher Erfahrung, und die Mehrzahl derselben ließ es sich nicht nehmen, gelegentlich einen Besuch in Mariannhill zu machen.

So erschienen bei uns Samstag, den 24. Oktober 1908, H. John X. Merriman, Prime Minister der

Cape-Colony; Abraham Fischer, Prime Minister der Orange River Colony; Dr. Beck, M. L. A. (Member of Legislative Assembly) Cape-Colony; M. Sauer, Ex-Minister der Cape-Colony; Sir Lewis Michell, Director of Chartered Comp. Rhodesia; R. Maardorn, M. L. A. Cape-Colony; James Merriman, Director der Standart Bank, Durban und Colonel Stanford, M. L. A. C. C., ehemals Gouverneur von East Griqualand. Mit großem Interesse besichtigten sie sowohl das Trappistenkloster wie den Schwesternkonvent mit den dazu gehörenden Werkstätten und industriellen Anlagen. Ihre besondere Aufmerksamkeit erwachte die neue, allmählich der Vollendung entgegengehende Sankt Josephskirche. Nebenan werden jedoch die Fundamente der neuen großen Knabenschule gelegt. (Letztere ist wirklich ein schreiendes Bedürfnis, denn die bisherigen, zum Teil schon vor 25 Jahren ausgeführten Räumlichkeiten erwiesen sich mit der Zeit als durchaus ungenügend, und die Schlafälle sind schlecht ventiliert und dem Einsturz nahe.)

Einige Tage später sandten die hohen Gäste ein eigenes, sehr ehrenvolles Dankesbriefe für den freundlichen Empfang in Mariannahill, worin sich u. a. der Satz findet: „What we saw, is constituting perhaps the most interesting incident of our visit to Natal, was wir sahen, bildet vielleicht den interessantesten Zwischenfall unseres Besuches in Natal.“

Donnerstag, den 29. Oktober, beehrte uns Lord Carl Selborne, High Commissioner of South Africa, mit seinem Sekretär, M. Malcolm, persönlich mit seinem Besuch. Unjere schwarze Schuljugend hatte sich mit einer Menge bunter Fähnchen in der Nähe der neuen Pforte aufgestellt und intonierte bei seiner Ankunft die englische Königs-Hymne: „God save the King!“ Darauf folgte noch ein munterer Marsch, während dessen sich der hohe Besuch in die Gasträume des Schwesternkonvents zum Lunch begab. Es erfolgte sodann die Besichtigung der industriellen Einrichtungen sowohl im Konvent, wie in der Mühle und in dem eigenlichen Trappistenkloster, wobei Lord Selborne mit besonderem Interesse von den vielen Plänen und Zeichnungen Einsicht nahm, die Bruder Nivard, — welcher bei all diesen Besuchen als Cicerone fungierte —, für sämtliche Bauten und maschinellen Einrichtungen des Mutterhauses und der Stationen entworfen hatte. Der High Commissioner verabschiedete sich mit dem Bemerk: „Es war dies einer meiner schönsten Tage in Südafrika, und, was noch mehr ist, I learned a lot, ich habe dabei vieles gelernt.“

Mancher dieser Besucher hatte bisher noch nie eine katholische Mission gesehen und gestand offen, er habe bis zur Stunde keine Ahnung vom eigentlichen Schaffen und Wirken der Trappisten in Südafrika gehabt. Sie nannten ihren Besuch in Mariannahill eine „Entdeckung“, und ihr Bericht lockte neue Gäste herbei. Für Samstag, den 31. Oktober, meldeten sich telegraphisch folgende Mitglieder der südafrikanischen Nationalversammlung zum Besuch an: Sir Henry de Villiers, Chief Justice C. C., Präsident der mehr erwähnten Nationalversammlung; General Herzog, (einer der bekanntesten Führer im Burenkrieg); M. Malan, Minister of Agriculture C. C., Jagger, von Heerde und Dr. Smart, sämtlich M. L. A. der Cape-Colony und endlich M. Lohd, Privatsekretär des Prime Ministers der Cape-Colony.

Br. Nivard machte wieder mit ein paar Chor religiösen den Führer durch die einzelnen Kloster-

räumlichkeiten, und am Schluss erfolgte, ähnlich wie eine Woche zuvor, eine photographische Aufnahme vor den Kreuzgängen, die wir unsrer geehrten Lejern in nebenstehenden Bildern niedergeben. Selbstverständlich erhält jeder der hohen Gäste ein Bild zugesandt, worauf uns von Ex-Minister M. Sauer M. L. A. ein Dankesbriefe zuging, worin es u. a. heißt: „Das Bild ist sehr gut gelungen und ich freue mich, damit ein Andenken zu besitzen an unsern Besuch in Mariannahill, der nicht nur sehr interessant, sondern zugleich in hohem Grade lehrreich war.“

Man zeihe uns nicht der Unbescheidenheit, wenn wir derartige Urteile über Mariannahill in unsrem Missionsblättchen veröffentlichen. Die einzige Absicht, die wir dabei haben, ist: unsrer geehrten Lesern zu zeigen, daß unter den vielen protestantischen Sektionen, mit denen Südafrika geradezu überschwemmt ist, auch die katholische Kirche ihre würdige Vertretung hat, und um unsren hochherzigen Freunden und Wohltätern die Versicherung zu geben, daß die milden Spenden, mit denen sie bisher das Missionskloster Mariannahill unterstützten, eine gute Verwendung finden.

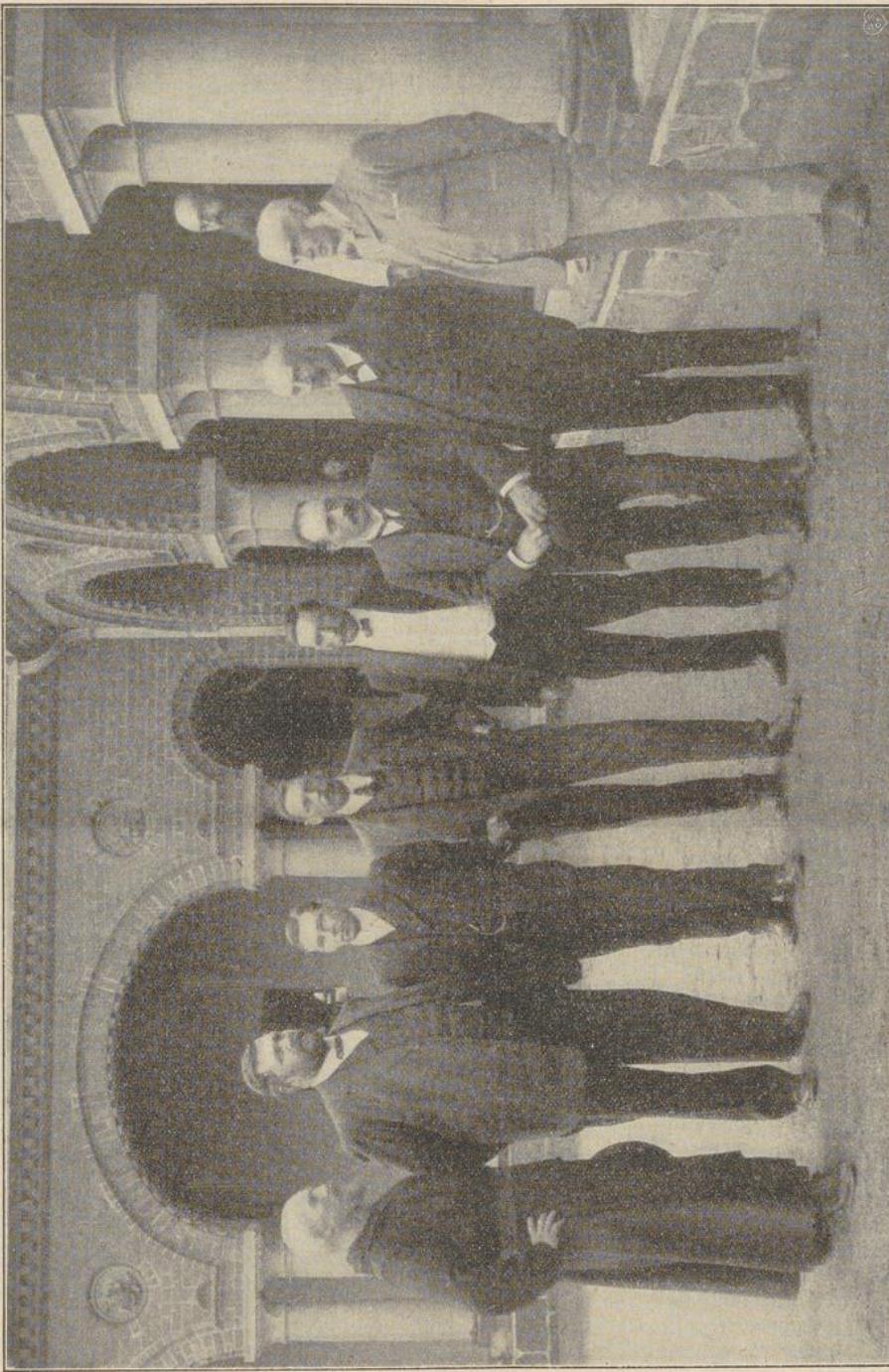
Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.)

Von Schw. Engelberta.

Ich war noch jung, kaum ein Jahr alt, und was ich nun erzählen werde, gründet sich natürlich auf die Berichte meines Vaters und sonstiger Zeitgenossen. Da kamen Flüchtlinge von einem Nachbarstamme zu uns und erzählten von neuen Gräueltaten Tschakas und seiner unmenschlichen Krieger. Mtimkulu, unser Chief, geriet in Furcht und versammelte alle Indunas seines Stammes zu einer dreitägigen Beratung; auch ließ er einen berühmten Isanusi (Wahrsager) kommen, damit er ihm sage, ob sein Stamm vom Kriege bedroht sei oder nicht. Dieser kam, machte seinen Hofuspolus, wie es eben bei Leuten dieser Art üblich ist, und tat sodann den Ausspruch: „Es droht dir keine Gefahr, mein Herr und König. Tschaka Kriegsheer wird diesen Boden nicht betreten, denn die Amadhlozi (Geister) deiner Väter wachen über dich!“

Diese Kunde wurde natürlich allseits mit großer Befriedigung aufgenommen. Nun war aber noch ein zweiter Wahrsager zugegen; der war noch jung und ohne alles Ansehen. Ungefragt trat er vor, warf sich dem König zu Füßen und sprach: „Gestatte, mächtiger Fürst, daß ich dich auf die Gefahr aufmerksam mache, welche dir und all den Deinen droht: In wenigen Tagen wird ein Impi (Kriegsheer) von Tschaka gefandt, kommen und dich auffressen und deinen Kraal niederstampfen. Drum, rette dich, solang es Zeit ist!“ — Bei diesen Worten erhob sich drohendes Murren unter allen Indunas; man war allgemein entrüstet, daß so ein junger, hergelaufener Isanusi, ein Mann ohne Namen und Ruf, es wagen durfte, dem König eine solch schlimme Kunde ins Gesicht zu schleudern. Schon wollten einige über ihn herfallen und ihn töten, damit seine üble Prophezeiung zugleich mit ihm stirbe, doch der König wehrte ab, und Nongesa, mein Vater, flüsterte ihm ins Ohr, er möge sich zu geheimer Beratung zurückziehen, um vor wenigen Zeugen den jungen Wahrsager abermals zu vernehmen. Es geschah; jener blieb bei seiner Aussage und gab den Rat, Kinder und Frauen, die



Von links nach rechts: Br. Mivard; Mr. van Heerden; Mr. Loyd; Dr. Smartt; General Herzog; Mr. Malan; Mr. Jagger; Sir J. B. de Villiers; P. Bruno.

Mädchen und Greise und die zahlreichen Herden sollten in den Bergen und Wäldern in Sicherheit gebracht werden und zwar so schnell wie möglich, denn der Feind könnte heute noch kommen. Der König gehörchte, wenn auch mit Widerstreben. In langem Zug verließen Kinder und Greise, Mädchen und Frauen nebst zahlreichem Vieh den Königsgral, doch nicht alle, denn einzelne blieben zurück; und darunter war leider auch meine Mutter Notwindtla mit mir, ihrem noch unmündigen Kinde. Sie war eben eine starke, beherrzte Frau, achtete keiner Gefahr und harrte mit den

bewaffneten Jünglingen und Männern der Dinge, die da kommen sollten.

Man wartete einen Tag und eine Nacht, ständig des Angriffs gewärtig. Es versloß der zweite und dritte Tag, ohne daß eine Spur von einem Feinde zu sehen gewesen wäre. Da sing man an, über den „Lügenpropheten“ zu schimpfen, man wurde sorglos und überließ sich nach so langem Wachen dem Schlaf. Da — mitten in der vierten Nacht, noch bevor der Morgen graute, hörte mein Vater ein Stampfen von Füßen, daß der Erdboden dröhnte. Er wirft einen

Blick durch das enge Schlupfloch seiner Hütte und sieht mit Schrecken Tschakas bludürstige Krieger in nächster Nähe. Wie Sturm und Hagelschlossen fielen sie über die armen Kraalinsassen her! Ein erfolgreichen Widerstand war da gar nicht zu denken. Mein Vater erkannte das auf den ersten Blick, ergriff seine Umutsha (Lendengürtel), Schild und Assagai und eilte, so schnell ihm nur seine Füße trugen, dem nächsten Walde zu.

Notwindhla, meine arme Mutter, aber findet keine Zeit mehr zur Flucht, mit Entsetzen sieht und hört sie, wie man Kinder und Greise und jeden, der es wagt, Widerstand zu leisten, erbarmungslos niederschlägt. Junge Mädchen und Frauen aber werden wie das Vieh zusammengekoppelt, um als hochwillkommene Beute nach Tschakas Königsraal abgeführt zu werden. Mitten in diesem wilden Schreien, Toben und Lärmen, vermischt mit den Jammerrufen der Mädchen und Frauen, und dem Seufzen und Stöhnen der Sterbenden, erblicken zwei Zulukrieger meine Mutter, mit mir, dem Säugling, auf dem Rücken. Sofort rennen sie wie zwei Tiger auf sie zu, ihr zunächst das Kind zu entreißen. Denn dieses muß sterben; die junge, schöne und hochgewachsene Frau aber soll mit den übrigen nach Tschakas Königsraal. Sie aber verteidigt ihr Kind wie eine Löwin; die Mutterliebe verleiht ihr Riesenstärke! Die beiden Krieger können trotz alles Zerrens und Wütens des Kindes nicht habhaft werden. Des vergeblichen Ringens müde, greifen nun die Unmenschen zu ihren Assagais und stoßen blindlings auf die heldenmütige Mutter los, bis sie endlich und endlich, aus sieben knallenden Wunden blutend, zu ihren Füßen niedersinkt. — —

Der ehwürdige Greis hält mit seiner Erzählung inne. Das müde Haupt sinkt ihm auf die schwere Brust herab, und die alternde, von Leid und Gram wie gebrochene Gestalt sinkt förmlich in sich zusammen. — Ich will ein paar Worte zu ihm sprechen, will den Balsam des Trostes ihm mitleidvoll in die bekümmerte Seele tröpfeln, er aber streckt mir abwehrend die hageren Arme entgegen. „Tula, nkosazana, tula, stille, Schwester, stille!“ haucht er mir entgegen. Stört das Bild nicht, das neuerdings vor meinem Geistesauge aufgestiegen, und das mir heilig ist über alles! Schweige mit mir und bete!“ — —

Es war eine lange, lange Pause, bis der gute, aufs Tiefste erschütterte Alte wieder zu sprechen begann. Er raffte sich zusammen, hob sein Haupt empor, sah mich mit ernsten Blicken an und begann sodann in eigentlichem feierlichem Tone: „Nkosazana, Schwester und Herrin, ich weiß, du verstehst meine Worte, denn du kennst die Sitten unseres Volkes. Als du vor vielen Jahren zu uns kamst, da warst du noch jung, ein Ingane, fast ein Kind; jetzt aber bist du gleichsam unter uns aufgewachsen, kennst alle unsere Gebräuche und weißt auch, wie unsere Mütter hierzulande die Kinder tragen, umschlungen mit einem Umbeleka (Rückentuch). So also hatte mich meine Mutter in jener Schreckensnacht auf ihrem Rücken gebunden, als sie mit den rohen Kriegern rang, und mich, ihr heilig geliebtes Kind, gegen sie verteidigte. Schon wiederholt sprach ich von den sieben Wunden, die sie dabei erhalten, doch ich habe dir noch nicht gesagt, wo sie dieselben bekommen. — Und nun strecke der Greis seine hageren Arme und knöcherigen Hände mit den entsetzlich langen Fingernägeln aus — denn alte Käffern pflegen grundsätzlich ihre Fingernägel nicht mehr abzuschneiden, — und zeigte mir an seinem

eigenen Leib die Stellen, wo bei seiner Mutter die Assagais der grausamen Zulukrieger durchgedrungen. Mich, ihr zartes Kindlein, traf kein Stich, obgleich die Soldaten in erster Linie mich, und nicht die Mutter töten wollten. Sie aber erhielt zwei grausame Wunden in die beiden Arme, die sie in ihrer Mutterliebe wie zwei Schilde schützend über mich hielt. Ein Stich traf sie unterhalb der Brust, einer in den Leib, und zwar mit solcher Wucht, daß die Eingeweide hervorzudringen begannen, die anderen Stiche erhielt sie unter dem Arm und auf der rechten Seite, so daß das Band der Umbeleka, worin ich eingehüllt war, sich löste, und ich neben die sterbende Mutter zur Erde sank.“ — —

Der gute alte Mann war unfähig, noch ein Wort zu reden und weinte wie ein Kind. Doch wußte der Schmerz nicht mehr so grausam in seinem Innern wie zuvor, sondern löste sich gleichsam in Tränen auf. Dabei griff er nach der Srite seiner Landsleute nach seinem beinernen Löffelchen, fing darin Träne um Träne auf und schlenderte sie wie unwillig zurück. (Kinder wischen mit den Händen die Tränen ab, ein Mann aber hält sich rein davon und wirft sie samt dem Schmerz verächtlich von sich.)

„Nkosazana,“ fuhr er endlich fort, „stelle dir jetzt ein Insimu (Feld) vor, auf dem Tote und Sterbende in ihrem Blut nebeneinander liegen. Von den qualmenden, abgebrannten Hütten steigt Rauch zum Himmel auf, und mit ihm das Gejohr von Blut, das zum Himmel um Rache schreit, gegen die Mörder. Tschakas Krieger sind mit ihrer Beute abgezogen, und nun kommen, von Blut und Leichengeruch angezogen, Hunde, Hyänen und Tigerkatzen, und mit ihnen die Aasgeier zum greulichen Schmause. Mitten unter den Toten aber sitzt ein lebendes Kind, ein Knäblein, frisch und unversehrt; es suchtet mit beiden Armpfoten tüchtig herum und treibt von der sterbenden Mutter die häßlichen Raben weg, die ihr die Augen aushacken und die Eingeweide fressen wollen, die aus ihrem wunden Leibe dringen. . . . Blutrot geht die Sonne auf und beleuchtet das stillle Totenfeld. Mehr und mehr entwickelt sich ihre sengende Glut; die guten Toten fühlen es nicht, wohl aber das arme, nackte Kind. O, wie die afrikanische Sonne brennt, und wie allmählich auch der Hunger sich einstellt und der quälende Durst. Das Knäblein weint, schmiegt sich an die Mutter an und sucht deren Brust. . . .

So findet es der Vater, der sich im Buschwerk versteckt gehalten hatte, bis er es endlich wagte, der Unglücksstätte sich zu nähern; denn mit Allgewalt zog es ihn nach Weib und Kind. Nun hat er beide gefunden. Er führt sein frisches, munteres Knäblein, daß beide Arme um ihn schlingt, und untersucht sodann die arme Mutter, ob wohl noch ein Lebenszeichen in dem mit Blut und Wunden bedeckten Leib zu finden sei. Da ist es ihm, als höre er noch leise Herzschläge, er drängt die Eingeweide in den Leib zurück, legt mit dem Tuch, in welchem sie das Kind auf dem Rücken getragen, einen Notverband an, nimmt sein Knäblein unter den rechten Arm, sein Weib auf den Rücken und über die linke Schulter und trägt die süße Bürde zum nächsten Bach hinunter. Hier beginnt er mit liebender Hand die schrecklichen Wunden zu waschen, und mit Entzünden merkt er, daß in die erstarrten Glieder seines heilig geliebten Weibes wieder das Leben zurückkehrt. Er gibt ihr zu trinken, legt sie neben dem Ufer ins weiche Gras und schreit zu den Geistern seiner Väter

um Hilfe. (Denn in der Not betet auch der Heide). Da schlägt die Frau die Augen auf und blickt ihn ernst und lange an. Er aber beugt sich zu ihr nieder und fragt sie, ob sie ihn kenne. „Ja“, haucht sie, „du bist mein Herr und Gatte! — Wasser, Wasser!“ — Da gab ihm mein Vater neuerdings zu trinken, Schluck um Schluck, hob sie abermals auf seinen Rücken und trug sie nebst mir, ihrem Knäblein, an einen sicheren Ort, wo sich inzwischen viele Frauen unseres Stammes versammelt hatten, die sich sofort in Liebe der armen Wesen annahmen.

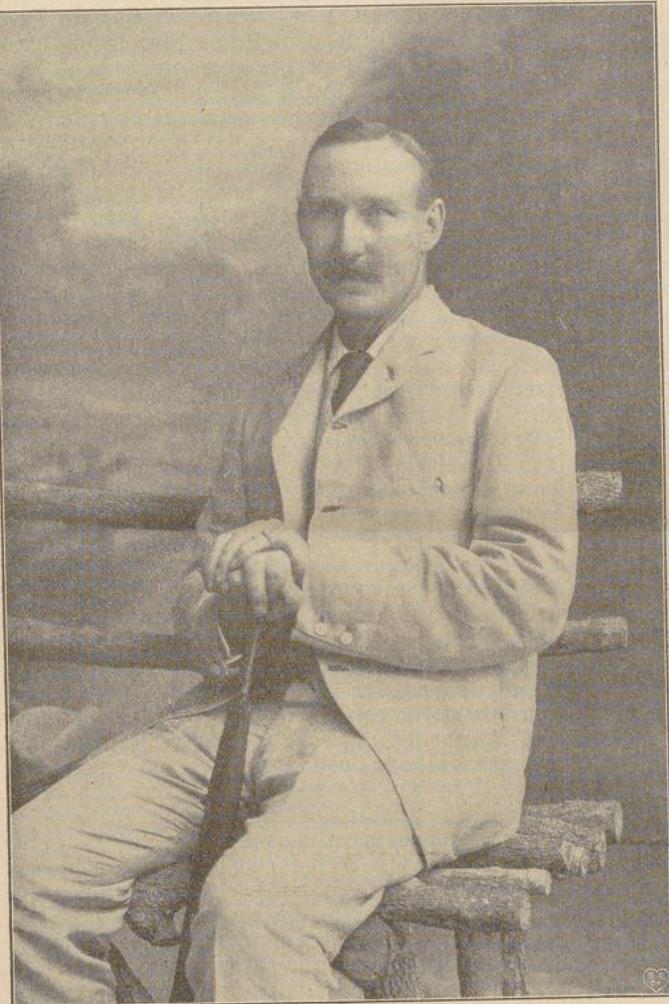
des Herrn“ und nahm dann für heute Abschied. „Komme bald wieder, Inkosazana, komme morgen schon“, rief er mir noch unter der Türe nach, „denn es drängt mich, dir all' meine Erlebnisse zu erzählen!“
(Fortsetzung folgt.)

Missions-Erinnerungen.

Von Rev. P. Wilhelm, O. C. R.

(Fortsetzung.) In's Jahr 1894/95 fällt die Gründung unserer Missionsstation Mariazell. Wegen Mangel an Missionspersonal schickte Abt Amandus vorläufig einen schon ziemlich bejahrten Priester dorthin, der die Station verwalten sollte, bis es möglich wäre, einen eigentlichen Missionär zu schicken. Ihm ward Bruder John als Katechet zur Seite gegeben. Letzterer nun entwickelte einen ganz erstaunlichen Eifer. In dem edlen Drang, Seelen für den Himmel zu gewinnen, durchstreifte er rasch alle die vielen Dörfer und suchte dabei in erster Linie die hier zerstreut wohnenden Katholiken auf. Bald jedoch sah er, daß die in der großen Lokation des Chief Moshweshwe wohnenden Katholiken viel zu weit von Mariazell entfernt wohnten, als daß sie daselbst regelmäßig den Gottesdienst hätten besuchen können. Er machte daher den Versuch, innerhalb der genannten Lokation einen Platz zum Bau einer Kirche und Schule zu gewinnen. Es war dies umso schwerer, als sich der Chief den „römischen Eindringlingen“ mit aller Entschiedenheit widersetzte. Doch Bruder John ließ in dem edlen Kampf für die gute Sache nicht nach, und schließlich gelang es ihm doch, sich vom englischen Magistrat die Erlaubnis zu erwirken, sich ein bescheidenes Plätzchen für Missionszwecke auszuwählen. Auf diese Weise wurde der Grund gelegt zur jetzigen Missionsstation Marialinden. (Auch die Gründung von Hardenberg verdanken wir in erster Linie der Initiative des seelen-eifigen Bruders John. Sie liegt ebenfalls in einer Lokation, doch waren bei ihrer Errichtung weniger Schwierigkeiten zu überwinden.)

Im Juni 1897 erhielt ich von meinem Obern den Auftrag, die Missionsarbeit in Marialinden zu übernehmen. Ich machte mich sogleich mit Freuden auf den Weg. Doch an Ort und Stelle angekommen, gab es manch' bittere Enttäuschung. Ich fand nichts vor, als ein kleines Häuschen, das Bruder John hatte erbauen lassen, und einen großen Steinhaufen. Letzterer reprämierte die Fundamente und Grundmauern der neuen Kirche, hatte aber in Wirklichkeit mehr Ähnlichkeit mit den Trümmern eines alten, eingefallenen Gebäudes. Einige Tage vorher war ich auf dem Wege nach Mariazell hier vorbeigeritten, hätte mir aber im Traume nicht einfallen lassen, daß dies meine neue Missionsstation sein sollte! Auch sonst ließ der Platz, der etwa 300 Meter lang und 200 Meter breit sein möchte, viel zu wünschen übrig. Er lag mitten im Weideland der Lokation und war wenig fruchtbar. (Br. John hatte eben nehmen müssen, was in der Not



Lord Earl Selborne.

Später suchte man auch nach dem König. Man fand ihn, das Haupt vom Rumpfe getrennt. Neben ihm lagen die Leichen seiner Indunas und mehrere der Königskinder, die bei der ersten Flucht zurückgeblieben waren. O, wie trauerte mein Vater neben dem Hause seines Königs, der ihm nicht nur ein gnädiger Fürst, sondern auch Freund und Spielgenosse gewesen war!

Raum hatte der greise Leonhard den letzten Satz vollendet, als der milde Klang des Vogelklangs in die stille Hütte drang. Weit umher im ganzen Christendorf falten sich nun die schwarzbraunen Hände zum Gebete; auch ich betete mit dem Greise den „Engel

zu bekommen war.) Am unbestecktesten fühlte ich den Mangel an Wasser. Als ich zum erstenmale in dem kleinen Häuschen die hl. Messe las, mußte ich mir das Wasser hiezu aus dem etwa zwanzig Minuten davon entfernten Flusse holen lassen. Das war also ein schwerer Anfang, und dennoch danke ich nachträglich Gott dafür. So ein Werk ist viel sicherer und fester auf Gottes Segen gegründet, als wenn nach menschlichem Ermeessen alles so glatt von statte geht.

Kurz darauf kam der Chrw. Vater Almandus selbst zur Visitation nach Mariazell. Als er sah, daß es in Marialinden noch an allem und jedem gebreche, bestimmte er, ich sollte vorläufig, d. h. bis die notwendigsten Gebäude hergestellt seien, in Mariazell bleiben und von da aus die Mission in Marialinden besorgen, soweit es eben ginge. Der Chrw. Vater selbst mußte mehrere Monate in Mariazell bleiben, teils wegen Kranklichkeit, teils, weil infolge der damals graffierenden Kinderpest aller Verkehr gesperrt war. Doch damit habe ich ein Thema berührt, das ich unmöglich stillschweigend übergehen kann. Der geneigte Leser gestatte mir daher eine kleine Abschweifung.

Schon lange Zeit durchzog die Kinderpest wie ein drohendes, unheilvolles Gespenst ganz Südafrika. Vom Sambesi herkommend, rückte sie uns durch Rhodesia, Bechuanaland, Transvaal und Orange-Freistaat immer näher und näher. Schon war sie im Basutoland und in der Kapkolonie. Die Regierung in Ost-Griqualand bot alles auf, diese Pest fern zu halten. Die einzelnen Distrikte wurden durch dichte Stacheldrahtzäune abgegrenzt. Sogar an den über die hohen Drakensberge führenden Pässen wurden unter großen Unkosten solche Zäune hergestellt. Kein Vieh durfte darüber, ja selbst den Personen, welche aus einer infizierten Gegend kamen, war der Durchgang, wenn nicht gerade absolut verboten, so doch sehr erschwert, indem sie sich zuvor verschiedensten Vorichtsmäßregeln, wie Einräucherungen usw., unterziehen mußten. Der ganze Reichtum jener Gegend, sowohl bei Weißen wie bei Schwarzen besteht eben in Vieh, und davon besaßen sie große Herden. Es war damals keine Seltenheit, daß ein einziger wohlhabender Farmer über 1000 Stück Vieh besaß. Begreiflich also, daß man alles Mögliche tat, den gemeinsamen Feind, die Kinderpest, fernzuhalten. Doch hier zeigte sich wieder so recht die Ohnmacht der Menschen einer Geißel Gottes gegenüber.

Eines Tages verbreitete sich die Schreckenskunde: „Die Kinderpest ist da!“ — Was war geschehen? Sechs Käffern und ein Weib waren in der Nacht von Mount Fletcher durch den Drahtzaun gekrochen und hatten etwa zwei Stunden von Mariazell empor in einem Kraal übernachtet. Seit dieser Zeit — ob post hoc oder propter hoc, sei dahingestellt, — war die Kinderpest im Land. Wohl kam die Polizei schlußig herbei und setzte die betreffenden Personen auf ein halbes Jahr in Arrest. Doch was half es? Die Seuche war nun einmal da und verbreitete sich von hier aus wie ein Lauffeuer über's ganze Land. Als ich einige Tage später an dem Unglücks kraal vorbeiritt, war die Kraalbesitzerin eben damit beschäftigt, drei kleine Kälbchen in den Stall zu treiben. „Wie steht's mit deinem Vieh?“ fragte ich das Weib. „Ich weiß, du hast immer so eine schöne Viehherde gehabt.“ — Die traurige Antwort war: „Diese drei Kälbchen hier sind mir allein noch übrig geblieben.“ — Doch das war nur der Anfang von dem schreck-

lichen Uebel. Bald sah man totes Vieh an allen Wegen und Stegen liegen, namentlich auch den Flüssen entlang, denn das arme Vieh suchte in seiner Fieberhitze instinktmäßig das Wasser auf. Eines Morgens sah ich in der Nähe der Station eine große Herde dicht zusammen gefauert; ich ritt näher und fand, daß über die Hälfte schon tot war, die andern starben im Laufe des Tages. Es war ein Anblick so traurig, wie ich seitens etwas gesehen. Gab es denn kein Mittel gegen diese unheilvolle Pest? Man versuchte alles Mögliche, man trennte das angesteckte Vieh vom gesunden, man impfte Stück für Stück unter vielen Mühen und Kosten, man trieb es in einsame Täler oder auf hohe Berge. Ein kleiner Prozentzahl wurde dadurch allerdings gerettet, der große Haufe aber wurde, sobald das Unheil in einer Herde losbrach, innerhalb 8—10 Tagenrettungslos dahingerafft.

Und wie verhielten sich bei dieser furchtbaren Gottesgeißel die armen Schwarzen? Es ist ja bekannt, wie sehr sonst der Käffer am Vieh, seinem einzigen Reichtum, hängt. Ich kann sagen in geradezu bewunderungswürdiger Weise, obwohl viele rein alles verloren hatten und arme Bettler geworden waren. Still und gottergeben, ohne Klagen und Murren nahmen die schwarzen Neuchristen diese schwere Heimsuchung an. Als ich eines Tages durch ein Dorf ritt, fand ich die Männer eben mit dem Auswerfen einer großen Grube beschäftigt, in der sie das tote Vieh verscharrten wollten, das rings herum in der Nähe lag. Auf die Frage, ob sie denn nicht traurig seien über einen so großen Verlust, gab mir einer von ihnen die schöne Antwort: „Vater, was nützt hier die Trauer? Könnten wir etwa durch unsere Klagen das Vieh wieder lebendig machen? Der über den Sternen wohnt, hat es uns genommen; sein Wille geschehe!“ Diese Worte gaben mir viel zu denken, und ich glaube, mancher im Christentum eignete Europäer könnte von diesen schwarzen Neuchristen lernen.

Die geplante Neugründung in Marialinden hatte von der Ungunst der Verhältnisse ebenfalls zu leiden; denn wir waren von Natal, und somit vom Mutterhaus Mariannhill, von wo ich nächst Mariazell alles zu erwarten hatte, vollständig abgeschnitten. Lange ritt ich Tag für Tag von M-Zell nach dem neuen Missionsfeld hinüber, zeitweilig mußte ich auch zu Fuß gehen, und später nach der Abreise des Chrw. Vaters (16. Sept. 1907) täglich. Das war nun aber hi und zurück ein Weg von sechs Stunden. Das eine oder anderemal läßt sich ja ein rüstiger Fußgänger, wie ich damals einer war, solch' eine Tour gefallen, auf die Dauer aber wurde es mir doch zu viel. Da wollte ich lieber in Marialinden bleiben, so ärmlich auch die dortigen Verhältnisse waren.

Also am 4. Oktober, am Feste des hl. Franziskus von Assisi, der sich selbst die hl. Armut zur Braut erwählt, packte ich einige Bücher in ein Taschentuch, suchte mir einen tüchtigen Stock und wanderte wohlgenut Marialinden zu, mit dem Vorsatz, mich da selbst häuslich niederzulassen. Die ganze Einrichtung der noch von Br. John erbauten Lehmhütte bestand aus einem Bett und einem Stuhl; die apostolische Einsamkeit blieb somit gewahrt. Geld hatte ich keinen Pfennig, und zum Essen nicht einmal ein Stück Brot. Dennoch war ich fröhlich und wohlgenut. Ich vertraute einfach wie ein Kind auf den lieben Gott; Er läßt die Seinen nie zu Schanden werden. Zuächst tat ich meine Pflicht als Missionär, suchte die

Christen und Katechumenen auf, lehrte und katechisierte, und wanderte zuletzt meiner trauten „Einsiedelei“ zu. Hier war ich buchstäblich allein auf weiter Flur; kein lebendiges Wesen wohnte in der Nähe, denn die nächsten Dörfer waren wenigstens eine halbe Stunde von Marialinden entfernt. Als die Sonne mit ihren goldenen Strahlen hinter den hohen Drakensbergen sich versteckte, sang ich unwillkürlich das schöne Lied: „Gold'ne Abendsonne, wie bist du so schön!“ Und als es Nacht geworden war, fügte ich alten Trappistenbrauche gemäß das „Salve Regina“ hinzu. Dann legte ich mich nieder und schließt den Schlaf des Gerechten.

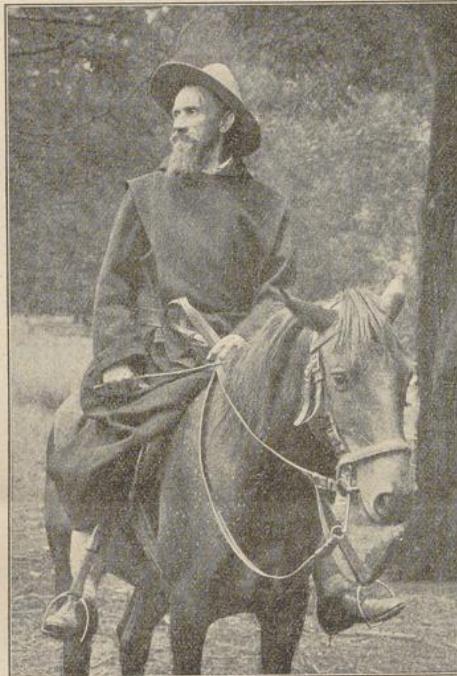
Am nächsten Morgen kamen schon mehrere Christen und Katechumenen nach Marialinden gepilgert. Ich las um sieben Uhr die hl. Messe, erteilte den guten Leuten eine Stunde Unterricht und besuchte hierauf die einzelnen Dörfer. Eine alte Christin, die wußte, daß ich allein und mittellos da stand, bot mir etwas Essen an, das ich mit Dank annahm. Am dritten Tag kam Bruder Firmus Schaffner von Mariazell, zu mir auf Besuch. „Ich muß doch schauen, wie's Ihnen geht“, sagte er. „Wo von leben Sie denn eigentlich, mein Vater? Von der Lust allein wär' doch etwas gar zu wenig.“ Bei diesen Worten zog er ein tüchtiges Stück Brot und etwas Käse aus der Tasche, auch versprach er mir, demnächst noch einige andere Lebensmittel zu bringen, was er auch treulich hielt.

Somit war nun auch für meinen Lebensunterhalt gesorgt. Kochen mußte ich allerdings selbst. Bei Ermangelung eines Herdes tat ich das unter freiem Himmel. Als Gezirr diente mir ein kleiner eiserner Topf, den ein Arbeiter zwischen den beim Kirchenbau aufgetürmten Steinen zurückgelassen hatte. Auch das nötige Brennmaterial mußte ich mir in der Regel erst zusammen suchen. Um jedoch die Sache möglichst „einfach“ zu haben, kochte ich nur einmal des Tages und zwar am Nachmittag, nachdem ich meine Schulkinder entlassen hatte, und meistens Paltisch (Maisbrei). Etwas anderes war mir zu umständlich und erforderte auch zu viel Brennmaterial.

Da ich vorhin von „Schulkinder“ gesprochen habe, so muß ich nachholen, daß ich am dritten Tag meines Hierseins anfing, den Kindern Schulunterricht zu erteilen. Das erstmal hatte ich nur zwei Schüler, am folgenden Tag sieben, und bald darauf dreißig. Dabei blieb es in der Regel auch; mehr hätte ich in meinem kleinen Häuschen auch nicht unterbringen können; und im Freien Schule halten, geht bloß bei gutem Wetter, und wenn die Sonne nicht allzu heiß vom Himmel brennt. Meine Tagesordnung war folgende: Morgens um sechs Uhr hl. Messe, dann eine Stunde Unterricht für die Erwachsenen. Inzwischen hatten sich meine Kleinen eingefunden, und nun begann der Schulunterricht, der mit den nötigen Pausen bis gegen zwei Uhr nachmittags dauerte. Dann begann ich, wie gejagt, zu kochen, und gegen drei Uhr gab's Frühstück, Mittagessen und Abendisch in einem Stück. Manchmal gab es sogar etwas Brot im Haus; verschimmt ist mir keines, dafür sorgten schon meine lieben Kleinen, denen der Hunger ebenfalls aus den Augen schaute und mit denen ich gern die Schätze der hl. Armut teilte. Manchmal dachte ich auch daran, mir ein Gärtnchen anzulegen, um darin etwas Kartoffel und Gemüse zu pflanzen, hatte auch schon einen kleinen Versuch damit gemacht, gab es aber bald

wieder auf; denn da ich nichts hatte, um den Garten einzuzäunen, zerrat mir das von der Kinderpest übrig gebliebene Vieh wieder in einer Nacht, was ich im Laufe einer Woche mühsam gepflanzt hatte.

Bei all dem war ich glücklich und zufrieden. Arbeit hatte ich genug, und das war mir überreicher Ertrag für alles andere. Einmal jedoch sollte mein Gottvertrauen doch auf eine harte Probe gestellt werden. Das kam so: Ich war mit dem bescheidenen Vorrat an Lebensmitteln, die ich zeitweilig von Mariazell erhielt, gerade am Ende, da fiel — es war in den letzten Tagen des Monats November — eine schwere



Trappistenbruder auf einer Missionsreise.

Unsere Patres, wie Brüder und Schwestern, welche speziell mit der Missionierung des Käffernvolles betraut sind, müssen fast täglich bei jeglicher Witterung oft viele Stunden weit nach den Katechetenstellen oder zu Kranken und Sterbenden reiten, was bei den gefährlichen Gebirgspfaden und brüdenlosen, nach Regen hoch angeschwollenen Flüssen bei Nacht oder dichtem Nebel keine Kleinigkeit ist und auch schon wiederholt Opfer gefordert hat.

Regenzeit ein. Die Flüsse schwollen hoch an, und ich war somit von Mariazell abgechnitten. Mit einem Pferd hätte ich es vielleicht wagen können, die beiden Flüsse zu passieren, allein ich hatte keins, hatte auch kein Geld, mir eins auf zwei Tage zu leihen zu nehmen. Da hieß es einfach warten; ein wenig war ich ja ans „Nüchternbleiben“ schon gewohnt. Also am ersten Tag gab's nichts und ich saß somit trotz des schrecklichen Regenwetters auf dem „Trockenen“. Auch am zweiten und dritten Tag sah ich die Sonne untergehen und die Sternlein auferstehen, und war noch immer „nüchtern“. Am vierten Tag litt es mich doch nicht länger in meiner Hütte; ich ging also heraus und hielt sehnsüchtige „Auslaufen“ — Da kam Michael, der Sohn des Chief Cherry (jetzt Thaddäus) vorbeigeritten. Er sah mir sofort an, daß etwas bei mir nicht ganz in Ordnung sein müsse. Nach kurzem Diskurs merkte er, wo es eigentlich fehle-

und sprengte nun sofort seinem Kraale zu. Nach einer Stunde kam er wieder und brachte mir von seiner guten Mutter Dorothea ein Stück Kaffernbrot nebst einem Topf Lething (Bier). Ich möchte bezweifeln, ob dem Daniel in der Löwengrube der ihm vom Propheten Habakuk überbrachte Brei besser schmeckte, als mir dieses Kaffernbrot. Von diesem Tage an war es mit meiner Not vorbei, denn einerseits griff jetzt Mariazell wieder helfend ein und anderseits brachten mir die benachbarten christl. Frauen die eine oder andere Liebespende, wie etwas Milch oder ein paar Eier und verbanden damit zugleich einige wohlgemeinte Vorwürfe, daß ich nicht schon früher von meinen Bedürfnissen hatte etwas verlauten lassen.

(Schluß folgt.)

Von Mariannhill nach Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

(Schluß.)

Es war die Vigil des Festes Mariä-Himmelfahrt, des Patroziniums unseres Ortes, da wir unsren Einzug in Keilands halten sollten. Vor allem wollte ich an diesem Tage nicht unterlassen, die hl. Messe zu lesen und sollte ich deshalb auch bis Mittag nüchtern bleiben müssen; zweitens hatte ich mir in den Kopf gesetzt, auf diesem meinem ersten Missionsfelde per pedes Apostolorum anzutreten. Da mich die neuen ungewohnten Schuhe drückten, griff ich einfach wieder zu den Sandalen; aber auch so sollte ich mir ein paar ordentliche Wasserblauen zuziehen. Doch wanktummt sich in solchen Augenblicken um derartige Kleinigkeiten?

Gegen vier Uhr morgens traten die Berge des Great-Kei-Rivers zum Vorschein. Da litt es mich nicht länger auf dem Ochsenwagen. Ich mußte heraus, und eilte nun zu Fuß der neuen Heimat zu! O wie glücklich fühlte ich mich in der frischen, kühlen Morgenlust, so nah dem heisersehnten Ziele! Unwillkürlich stimmte ich die schönsten Lieder an, die ich je gelernt, und ließ meine Stimme aus voller Brust erhallen über Berg und Tal. Bald kam mir auch Bruder Leander nach. Er bat mich, langsamer gehen zu wollen, denn wir waren dem schwerverfälligen Ochsenwagen schon um eine gute Strecke voraus; vergebliche Liebesmüh! Er hatte nur die Wahl, entweder mit mir den Laufschritt einzuhalten oder zurückzubleiben. Er wählte die erste Alternative, und so trafen wir zu gleicher Zeit eine gute halbe Stunde vor dem Wagen in Keilands ein.

Als wir den höchsten Punkt zwischen Dohne und Keilands erreicht hatten, konnten wir das tiefe, enge Tal des Kei-Rivers und jenseits, links vom Fluß, weite Strecken von Transkei sehen. Von hier nahm die Gegend eine ganz andere, viel schönerne und romantischere Gestalt an. Die Wiesengründe zeigten wieder üppigeren Graswuchs; allmählich kamen auch kleine Wäldchen zum Vorschein, ganz besonders aber imponierten uns die mächtigen, links und rechts vom Kei-River aufsteigenden Berge mit ihren mannsfachen Formen. Das Ganze war vom milden Glanz des Vollmonds übergossen, und wir konnten alles fast so klar, als wie am hellen Tage sehen. Zeitweilig kamen wir auch an einzelnen Kraals vorbei; sie waren etwas über Manneshöhe aus Erde gebaut, hatten eine ordentliche Türe und wiesen im übrigen die bekannte Kreisslinie und die kuppelförmige Bedachung auf.

Nochmals ging es ins Tal hinab, und nochmals eine ziemliche Unhöhe hinauf, — da sahen wir unsere Außenstation Salt in a drüber überm Flusse liegen, von einem förmlichen Kranz von Kraalen umgeben! Jetzt wußten wir, daß auch Keilands nicht mehr ferne sein könne; richtig erblickten wir es auch kurz darauf, doch bis wir vollends an Ort und Stelle waren, hatten wir noch zwei gute Stunden zu gehen. Immer wieder und wieder zog es aber unsere staunenden Blicke hinüber nach dem Transkei, denn da erblickten wir ganze Berge vollgeprägt mit Kafferkuraals. So was hatten wir in Natal noch nie gesehen.

In der Nähe der Missionsstation angekommen, eilten aus allen Hütten Erwachsene zusammen, eine große Zahl recht hübsch gekleideter Kinder umringten uns von allen Seiten, und man konnte ihnen die Freude über unsere Ankunft vom Gesicht ablesen. Glücklicherweise konnte ich mit ihnen schon ein wenig in ihrer Sprache reden, denn das isi-Xosa ist vom isi-Zulu nicht allzusehr verschieden, und ich hatte mir im Lauf der letzten Monate redlich Mühe gegeben, mit wenigstens die Grundformen dieser Sprache einzuprägen.

Wie im Triumph ging es nun in Begleitung der lieben Kleinen vollends in die Missionsstation hinein, wo uns Rev. P. Apel, S. J., unser Bruder Valentin, der neue Schaffner der Station, und Schwester Edeltrudis, die neue Oberin, aufs herzlichste begrüßten. Rev. P. Bernard, unser Rektor, war weit über Berg und Tal bei seinen schwarzen Kindern auf einem Missionsritt. Unser erster Gang galt dem Missionskirchlein, das allerdings recht arm und bescheiden aussieht, dennoch aber unsren größten Schatz, den lieben Heiland im Tabernakel, in sich birgt. Kurz darauf stand ich am Altare, um hier, in meinem neuen lieben Heim, meine erste hl. Messe zu lesen. Man erlaßt mir die Schilderung der Gefühle, die in jenem Augenblick rings mein Herz bestürmten. Es wohnten dem hl. Messenser auch viele der hiesigen Schulkinder bei, und ich erbaute mich sehr an den hübschen Liedern, die sie mit großer Sicherheit in ihrer Muttersprache sangen. Man konnte überhaupt an allem sehen, daß hier die Jesuitenbrüder und Dominikanerinnen, welche letztere die Schule leiteten, viel gearbeitet und ein gutes Fundament gelegt haben.

Oben auf dem Berge, in nächster Nähe der Missionsstation, fand ich zu meiner Freude noch ein zweites Kapellchen. Es wurde seinerzeit vom Jesuitenbruder Theodor Nigg gebaut. Allerdings war es ihm nicht gegönnt, den Bau zu vollenden; denn als noch kaum die nackten Mauern standen, wurde er — es war am 10. August 1901 — vom Tode überrascht. Seine sterbliche Hülle ruht auf dem hiesigen Gottesacker. Rev. P. Hornig, S. J., damals Rektor von Keilands, vollendete später, den letzten Willen des sterbenden Bruders ehrend, den Bau und stellte darin ein schönes Bild u. L. Frau vom guten Rate zur Verehrung auf. Diese Kapelle hat etwas ungemein Anheimelndes; auch findet sich ein kleiner Altar darin, auf dem schon zeitweilig die hl. Messe gelesen wurde. Ich vermisste bloß noch ein kleines Glöcklein; das müßte vollends dem Ganzen einen würdigen Abschluß verleihen. Doch vielleicht spendiert einmal ein hochherziger Wohltäter für Keilands selbst eine größere Glorie — denn die jetzige dünkt mir für die hiesigen Verhältnisse doch gar zu klein; man hört sie gar nicht weit — und dann könnte man diese bei der Kapelle u. L.

Frau vom guten Rat verwenden. Doch will ich nicht schon gleich im ersten Bericht unsere geehrten Leser und Wohltäter mit unbescheidenen Bitten behelligen.

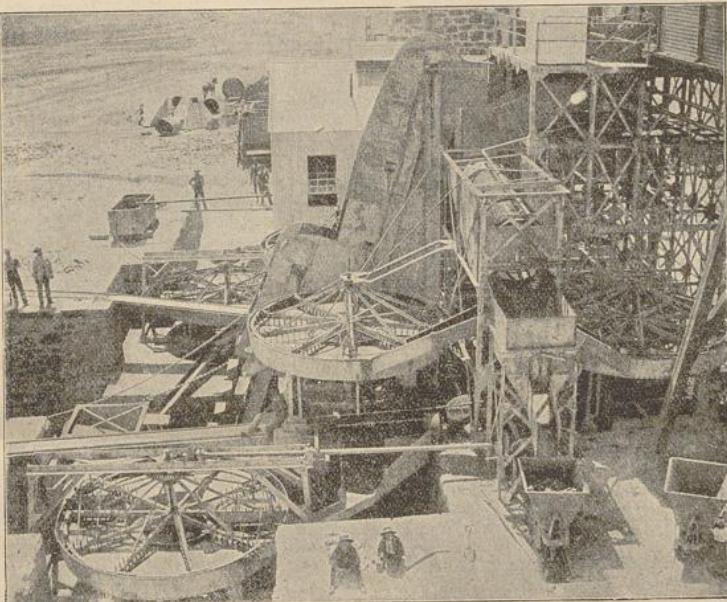
Über die hiesigen Missionssverhältnisse kann ich natürlich als Neuling noch nicht viel sagen. Das Taufbuch weist für Keilands als letzte Nummer 778 auf, für Saliwa 137 und für Ziguu 30. Von diesen 945 Täuflingen sind jedoch schon viele gestorben, einige sind fortgezogen, sodass wir tatsächlich noch etwa 500 zu pastorieren haben. Um zu unsern zwei Außenstationen zu gelangen, muß man den Great-Kosi-River überschreiten; das jenseits des Flusses gelegene Land heißt Transkei. Die Schwarzen unserer Mission gehören verschiedenen Stämmen an: dem Xosa-Stamm mit den drei Unterabteilungen der Gaikas, Gcalekas und Tembus. Außerdem findet sich hier noch der Zingostamm. Die Missionierung dieser Stämme ist, soweit wir hören, mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden. Die Leute haben noch viele heidnische Gebräuche, und das Haupthindernis bildet, wie überall, die Bielweiberei. Sie scheinen etwas hart und zurückhaltend zu sein, hat man sie aber einmal für den Glauben gewonnen, so finden sich auch sehr gute Christen darunter, und, wie uns Rev. P. Apel, S. J., sagte, kommt es nur äußerst selten vor, daß einer rückfällig wird und ins Heidentum zurückkehrt. Im allgemeinen gelten die ama-Xosa für geistig geweckter als die Sulus, sind auch weniger wankelmüttig als diese, und zeigen größere Ehrfurcht gegen die Missionäre.

Die hiesigen Neuchristen waren den Jesuitenvätern, denen sie ja so unbeschreiblich viel zu verdanken haben, ungemein anhänglich und treu; und selbstverständlich fiel ihnen die Trennung überaus schwer. Anfangs war ihnen vor dem Erscheinen der Trappisten, die sie noch gar nicht kannten, ordentlich bange, und Rev. P. Apel hatte manche Mühe, ihnen gewisse Vorurteile zu beseitigen und sie mit den neuen Verhältnissen vertraut zu machen. Als aber die guten Leutchen sahen, daß ihnen die Trappisten ebenfalls recht gut gefielen seien, daß sie denselben wahren katholischen Glauben lehrten, wie die Jesuiten, und daß überhaupt alles, soweit wie möglich, beim alten bleiben solle, schwand rasch jegliches Vorurteil, und zur Stunde zeigten sie sich überaus freundlich und zutraulich. Besonders gut gefielen ihnen gleich unsere Schwestern, schon der roten Habite wegen; denn rot gilt bei den ama-Xosa, und man kann jagen, bei den Schwarzen überhaupt, als die schönste und feinstliche Farbe unter allen.

Ihre Sprache hat, wie schon oben angedeutet, viele Ähnlichkeit mit dem Zulu-Kaffirisch. Die Grammatik ist fast genau die gleiche, doch finden sich viele andere Wörter. Kenner des isi-Xosa versicherten mir, es sei dies unter allen Bantu-Sprachen die schönste und wohlklingendste und zeige einen ungemein künstlichen, logischen Bau. Überhaupt hörte ich schon manchen Philologen, dem die alten Sprachen, wie Latein,

Griechisch und Hebräisch wohl bekannt waren, mit großer Bewunderung von der Schönheit, dem Reichtum, der Logik und Symmetrie der Bantu-Sprachen reden. Unwillkürlich fragt sich der Kenner, woher haben diese schwarzen, ohne jede höhere Kultur aufgewachsenen Völker eine solch' schöne, reiche und gesetzmäßige Sprache? Der Schluss, daß man es hier mit geistig hochbeanspruchten Stämmen zu tun habe, ergibt sich ganz von selbst.

Nun, dem Missionär ist es in erster Linie um die Seelen der schwarzen Einwohner zu tun. Was uns hier, zumal in Transkei, die Brust höher schwellen macht, ist schon die große Zahl der schwarzen Einwohner. Das Land ist verhältnismäßig klein, und doch schätzt man die dortigen Schwarzen auf mehr



Die Maschinerie der De Beers Co zum Sieben und Waschen der Diamanterde in Südafrika.

Die Erde wird zuerst in den durchlöcherten Trommeln, von denen eine im rechten oberen Quadranten sichtbar ist, gesiebt und ihre Bestandteile so der Größe nach geordnet. — Ein Trog leitet die gesiebte Erde in die eisernen Pfannen, die links in größerer Zahl sichtbar sind. Sie wird dann gewaschen, indem die Speichen der Räder in den Pfannen Erde und Flüssigkeit durchröhren. Alles leichte Material wird herausgeschwemmt, das schwere, darunter die Diamanten, bleibt zurück.

als eine Million. Menschlich gesprochen wäre also Aussicht, daß sich diese neuworbenen Stationen mit der Zeit zu den schönsten und blühendsten aller Trappistenmissionen entwickeln werden. Möge der liebe Gott seinen Segen dazu geben! —

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

Emaus, 23. Sept. 07. — Dieser Tage wurde ich zu einem Kranken gerufen. Da der betreffende Kraal nicht gar weit von hier entfernt ist, ging ich zu Fuß. Der schwarze, noch heidnische Kraalbesitzer, M'Kiti mit Namen, ist nach kaffrischen Begriffen ein ziemlich vermögender Mann und verfügt über mehrere Gespanne Ochsen, jedes zu 18 Stück berechnet. In letzter Zeit hat er jedoch viel Unglück gehabt. Unter anderem mußte er ein Gespann Ochsen mit allem, was drum und dran ist, über der Grenze (in Natal) lassen,

und Gott weiß, ob er es jemals wieder bekommen wird. Wegen der in Natal herrschenden Zeckenpest (East-coast fever) ist nämlich am Umzimkuu zwischen der dortigen Kolonie und Ostgrualand die Grenzsperrre eingetreten, die Jahr und Tag dauern kann. Sobald in einem Bezirk von der Regierung ein einziger Fall dieser schrecklichen Viehseuche konstatiert worden, gilt er amtlich für wenigstens 18 Monate als infiziert, und der betreffende Farmer darf von Glück reden, wenn man ihm sein sonstiges Vieh, sei es nun gesund oder krank, noch läßt, von einem Transport mittels Ochsenwagen kann aber von jenem Tag an keine Rede mehr sein.

M'Kiti hatte drei Weiber; eines derselben ist ihm unlängst plötzlich gestorben. (Ein kurzer Bericht hierüber findet sich im „Vergizmeim.“ September-Nr. 1908 Seite 201). Der Knabe, dem sie kurz zuvor das Leben gegeben, wurde von mir getauft und starb zwei Wochen später im Kinderasyl in Lourdes. Die eine seiner noch lebenden Frauen, das sog. Großweib, ist bekleidet; es gehört das hier zum guten Ton, die andere gibt sich als reine Heidin; desgleichen der Mann, der bisher vom Christentum absolut nichts wissen wollte. Möglich jedoch, daß er einst auf dem Totenbett oder auch früher, wenn ihn Gott noch länger in die Kreuzeschule nimmt, anders denken wird.

Diesmal war ich im betr. Kraal, der aus mehreren Hütten besteht, zu einem siebenjährigen Knaben gerufen worden, der stark an der Ruhr litt. Sein Zustand schien mir zwar bedenklich, doch wollte ich mit der Taufe noch ein paar Tage warten, allein die Weiber batzen mich so dringend, ihn sogleich zu tauften, daß ich schließlich nachgab. Zuvor legte ich jedoch dem Knaben dringend ans Herz, er müsse, falls er wieder gesund würde, zum Unterricht in unsere Schule kommen. Da er dies mit aller Bereitwilligkeit versprach, tauften ich ihn auf den Namen „Vinzenz“ und erteilte ihm zugleich die letzte Oelung. Denn, da die Krankheit mit Fieber verbunden war, fürchtete ich, sie möchte einen tödlichen Verlauf nehmen. Und so war es auch. Zwei Tage später kamen die beiden Frauen nach Emaus, und eine von ihnen trug den kranken Knaben auf dem Rücken. Sie wollten ihn hier lassen, was ich gerne gestattete. Hier hatte er doch viel bessere Kost und Pflege, als daheim, im heidnischen Kraal, wo er wie ein armes Hündchen am Boden lag.

Ich hatte ihm und den beiden Frauen ein eigenes Zimmerchen angewiesen. Am folgenden Tag kam auch der Vater, um nach seinem Sohne zu sehen. „Wie geht es dir, mein Sohn?“ fragte er beim Eintritt. Der Knabe antwortete: „Mein Herr, es geht mir nicht gut.“ (Es wunderte mich, daß er ihn mit „Herr“ und nicht mit „Vater“ ansiedete, doch in ganz heidnischen Gegenden ist das allgemein üblich). Der arme Mann blieb geraume Zeit in großer Trauer neben seinem kranken Söhnen sitzen, und als es am kommenden Tage starb, bestellte er eigens einen Sarg, um es möglichst feierlich bestatten zu lassen. Bei der Beerdigung auf unserem Friedhof betonte er streng, daß die Füße des Verstorbenen nach Sonnenuntergang, der Kopf nach Sonnenaufgang gewendet sei. Wir konnten dieser Forderung um so leichter nachkommen, als sie ganz mit dem christlichen Ritus übereinstimmte.

Sonntag, den 7. Oktober 1907. — Wir haben heute ein recht kaltes Wetter. Gestern hat es auf den Drakensbergen sogar geschneit, weshalb die ganze herr-

liche Gebirgskette mit Schnee bedeckt ist. Es ist das um so merkwürdiger, als wir jetzt am Beginn des Sommers stehen. Hier haben wir ziemlichen Regenfall; es nebelt und rieselt den ganzen Tag. Nach der monatelangen Trockenheit begrüßt das jeder Farmer mit Freuden, denn erstens beginnt jetzt bald die Zeit der Aussaat, und, was noch dringender not tut, das Weideland verjüngt sich wieder mit frischem Grün, und das arme, vielfach bis auf Haut und Knochen abgemagerte Vieh findet nun hinreichendes Futter. Leider besteht noch immer die Gefahr der Zeckenpest. Ein Bezirk nach dem andern wird als gesperrt erklärt, und bald ist der Transport mit Ochsenfuhrwerk eine Unmöglichkeit geworden. Von solchen Zuständen hat man in Europa gar keine Idee.

Emaus, 30. Sept. 1907. — Heute zog hier ein großer Schwarm Heuschrecken vorbei; es dauerte wohl $\frac{3}{4}$ Stunden, bis er vorübergelaufen war. Wir läuteten, um ihn zu vertreiben, mit der Stationsglocke. Allerdings stehen noch keine Früchte auf dem Feld, denn die Aussaat hat erst begonnen, und somit können uns gegenwärtig die Heuschrecken wenig schaden, allein das Lästige ist, daß man sie von einem Platz, auf dem sie sich einmal niedergelassen haben, kaum mehr wegbringen kann. Denn diese Gottesplage vermehrt sich, wegen der zahllosen Eier, welche die Weibchen legen, rasch ins Unerlässliche. Der Schwarm zog gottlob wieder fort und ließ sich jenseits der Berge, wahrscheinlich im dortigen Urwald, nieder.

Im Jahre 1897 trat die Heuschreckenplage am schlimmsten bei uns auf. Damals haben sie uns die Ernte vollständig aufgefressen, und für die armen Käffern gab es ein wahres Hungerjahr. Wohl versuchte man alles Mögliche, sich der Plage zu entziehen, umsonst; einer solchen Gottesgeißel gegenüber steht der Mensch einfach wehrlos da. Vergebens griff auch die Regierung ein. Sie lieferte einen „Gistanreger“, der in warmem Wasser aufgelöst wurde, in das man sodann einige lebendig gefangene Heuschrecken eintauchte und sie wieder steigen ließ in der Hoffnung, sie würden sich unter größere Schwärme mischen und sie alle miteinander vergiften. Vergebliche Liebesmüh! Und gesetzt auch, es kämen dadurch einige Tausend oder Hunderttausende um, was bedeutet das unter diesen ungezählten Millionen und Milliarden von Heuschrecken, die in solchen Zeiten übers ganze Land hinschwärmen?

Gegenwärtig beschränkt man sich mehr darauf, die jungen, noch nicht flüggen Heuschrecken, die sogenannten „Függänger“, zu vernichten. Hier ist die Aussicht auf Erfolg größer. (Siehe „Vergizm.“ Jahrgang 1908, Seite 151).

Aus Dankbarkeit.

Die im vorigen Jahre veröffentlichte Artikelserie „Aus der Blumen- und Kinderwelt“ von Schwester Engelberta hat offenbar in weiten Kreisen das Interesse für unsere schwarzen Kleinen neu geweckt. Von da und dort kamen der Verfasserin Anerkennungsschreiben zu, nebst mancher Liebesgabe für die Kinder in Czenstochau. So erhielt unser „Weilchen“, Sophia Rosa, (vor der Taufe Nomagogoji genannt), von einer jugendlichen Wohltäterin in Köln nebst einem herzigen Briefchen ein recht hübsches, veilchenblaues Kleidchen, und auch Po (Silas), unser kleiner „Wald-

meister" bekam aus einem Kloster der guten Hirtinnen in Nordamerika einen interessanten Brief.

Sophie und Silas hatten natürlich darob eine ganz unbeschreibliche Freude und beilten sich sofort, ihren guten Wohltäterinnen in der weiten Ferne geziemend zu danken. Leider kam nun Sophies Brief nebst einem von Schwester Engelberta persönlich beigelegten Dankschreiben, das am 2. Juli 1908 von hier abgesandt worden waren, Mitte Oktober als unbestellbar wieder nach Czenstochau zurück, nachdem es mehrere Wochen „postlagernd“ in Köln gelegen hatte; von dem nach Amerika abgesandten Brief haben wir gar nichts mehr gehört, sodaß wir ebenfalls zweifeln, ob er an seinem Bestimmungsort angekommen ist. Damit nun aber unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen nicht glauben, es fehle uns und unseren Kindern an der schuldigen Dankbarkeit, wollen wir heute den Brief der kleinen Sophie im „Vergißmeinnicht“ veröffentlichen. Er ist natürlich kaffrisch geschrieben, und wir geben ihn hier in etwas freier deutscher Uebersetzung wieder. Er lautet:

Czenstochau, 2. Juli 1908.

Meine liebe Freundin!

Ich habe Deinen Brief und auch das Paketchen erhalten. O, ich habe mich darüber so sehr gefreut, daß ich beinahe den Verstand verloren hätte! Ich danke Dir und rufe aus: „Gott möge es Dir vergelten und Dir viel Gutes zurückzustatten!“ Geehrte Wohltäterin, es fehlen mir die Worte, Dir genug zu danken; darum will ich für Dich um Glück und Segen beten zum Herrn. Er möge Dir alles vergelten an meiner statt. Du hast mich um das Gebet ersucht; das will ich auch tun. Ja, ich verspreche es Dir, treu und fleißig will ich beten nach Deiner Meinung; aber auch ich bitte um Dein Gebet, vor allem, daß ich brav und foligiam bleibe gegen meine Lehrer und Vorgesetzten.

Am 26. April ward mir ein großes Glück zu teil; an jenem Tag empfing ich meine erste heilige Kommunion. O wie habe ich mich gefreut! — Mein Alter ist ungefähr 16 Jahre. Ich bin nicht groß gewachsen, bin weder dick noch stark; ich bin ein Waisenkind. Heute ging ich wieder zur hl. Kommunion und betete für Dich aus ganzem Herzen. Ich bin fertig, denn ich habe keine Worte mehr. Lebe wohl und grüße mir alle Deine Lieben und Freunde von mir!

Ich bin Deine

Sophia Rosa Mvemve.

Hier ist noch ein Wunsch von mir: bitte, sage mir Deinen Familiennamen.

Ein Ding, das ich sehr wünschte, sind Schuhe.

Diesem Briefe hatte Schwester Engelberta folgendes Begleitschreiben beigefügt:

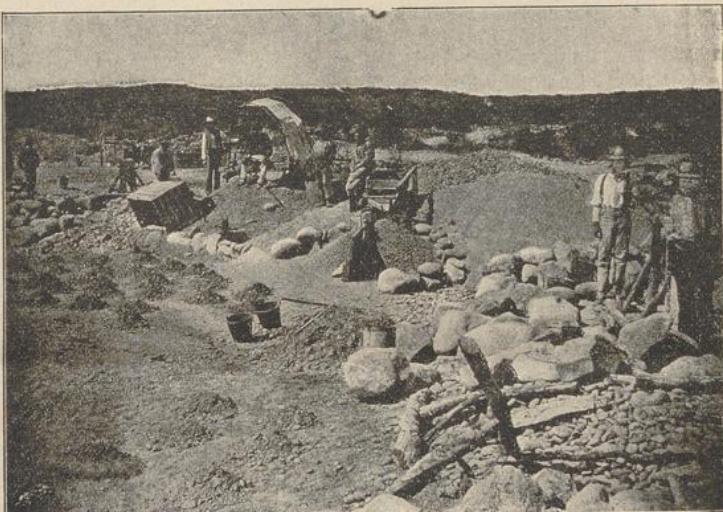
Sehr geehrtes lb. Fräulein!

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich Ihre geschätzten frdl. Zeilen freuten! Unsere gute Sophia Rosa aber weinte Freudentränen beim Empfang Ihres Geschenkes und eilte sofort der Kirche

zu, um vor der Statue des göttlichen Herzens Jesu für Sie zu beten. Offenbar hat Ihnen der liebe Gott den Gedanken eingegeben, unseren schwarzen Kindern etwas zu schicken; ich hatte ihm während der letzten Zeit gar oft deren Armut und Not geflagt.

Geehrtes Fräulein fragen mich, womit Sie unseren Kindern eine Freude machen könnten. O, mit allem Möglichen. Die Kinder meiner Dorfschule sind wirklich recht arm; sie müssen sich alle selbst kleiden, und oft wollen meine Bübchen nicht in die Schule kommen, weil das einzige Höschchen, das sie für Sonn- und Werkstage tragen, schon ganz verschlissen ist. Die Mädchen aber, deren ich sehr viele habe, besitzen meist nur ein oder höchstens zwei Kleidchen, und wenn sie dasselbe Samstags am Flusse waschen, hüllen sie sich in alte Decken, setzen sich in's Gras und warten da in Geduld, bis ihr Röckchen wieder trocken ist.

Welch' eine Freude könnten Sie nun unseren lb.



Diamantwäsche bei Gongong am Vaalfluss (Südafrika).

Unter einem Zeltbach sitzt der weiße „Baas“. Rechts von ihm die „Griddle“, d. h. ein Gestell mit aufgehängtem beweglichen Sieb. Davor der gesiebte Gerölthalmen. Die Holzbottiche und die „Notary“, d. h. der Waschapparat, stehen hinter den beiden Käffern rechts am Zeltbach.

Kleinen machen, wenn Sie ihnen gelegentlich einige Stoffrestchen schicken wollten. Wir würden sie gerne zu Kleidchen und Hemden verarbeiten, und es wäre uns damit ein großer Liebesdienst erwiesen. Des aufrichtigen Dankes und fleißigen Gebetes sowohl der Kinder wie ihrer bereits christlichen Eltern dürften Sie stets versichert sein.

Geehrtes Fräulein fragen auch, ob unsere Kinder hier Hüte und Mütchen tragen. Gewiß, die Knaben tragen gerne Hüte, und kleinere Kinder Häubchen oder etwas dergleichen, d. h. wenn sie welche geschenkt bekommen; kaufen können sie sich so etwas allerdings nicht. Größere Mädchen tragen gerne schwarze oder buntsfarbige Kopftücher. O, wie sehr würde ich mich mit meinen Kindern freuen, wenn einmal ein Kistchen mit solchen Sachen ankäme. Wäre das ein Jubel für ganz Czenstochau! Mit Vorliebe pflegen wir solche Geschenke für die hl. Weihnachtszeit zu reservieren, wo sie dann unter den Christbaum gelegt und von den Kindern mit einer Ehrfurcht entgegengenommen werden, als wären sie direkt vom

Himmel gekommen. Das Notwendige wird natürlich das ganze Jahr hindurch verabreicht, und auch der Gedanke, daß das Geschenk von den lieben Wohltätern aus dem fernen Europa oder Amerika komme, weckt die edelsten Gefühle in den Herzen der dankbaren Kinder. Ich wollte nur, Sie hätten persönlich Zeuge sein können von der Freude und dem Jubel unserer Kinder beim Eintreffen Ihres Briefes und der Geschenke an Sophia Rosa. Neidlos hüpfsten und sprangen sie um die Beglückte herum und betrachteten mit Staunen die schöne Gabe, namentlich aber ihr eigenes Bild, das Sie mitzusenden die Güte hatten. Sie fanden dasselbe überaus schön und lieb und knüpfsten manch' sinnige Bemerkung daran. „Unsere Wohltäterin ist noch jung“, sagten sie, „und blickt uns recht freundlich an. Gewiß hat sie auch ein schönes, edles Herz.“ Die kleine zwölfjährige Greti aber meinte: „Die hat gewiß der göttliche Heiland auch recht lieb. u Mülukulu ambujisela, Gott möge Sie segnen!“ Zuletzt aber vereinigten sich alle in dem Wunsch, die edle, weiße Freundin möchte persönlich zu ihnen nach Afrika kommen und ihre Lehrerin werden. —

Zum Schlusse nochmals ein herzliches, tausendfaches „Bergelt's Gott!“ Wollen Sie uns und unserer Mission auch fernerhin Ihr geneigtes Wohlwollen bewahren, etwaige Sendungen aber mögen Sie, um jedem Irrtum vorzubeugen, mit dem Bemerkten versehen: „Für die Schule der Schwester Engelberta in Czenstochau.“ Das Packetchen selbst aber sende man gesäßig an die an der Kopfseite des „Bergischmein nicht“ angegebene Vertretung von Mariannhill. Sollten die einlaufenden Gaben die eigenen Bedürfnisse übersteigen, so werden wir bereitwilligst dafür Sorge tragen, daß auch die Kinder anderer Missionsstationen das Nötige bekommen.

In vorzüglicher Hochachtung zeichnet
Ew. Wohlgeboren
dankbar ergebenste
Schw. M. Engelberta, C. P. S.

NB. Die Adresse für einen Brief lautet:
Sr. Engelberta, Czenstochow, Dronk-Vlei, Natal.

Der Kaffer als Landwirt.

Von Br. Rufinus, O. C. R.

Reichenau. — Kann ihm leider kein großes Lob spenden, dem Durchschnittskaffer, was landwirtschaftliche Kultur anbelangt. Einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es wohl, allein sie bleiben eben Ausnahmen. Gewiß, der Landwirt ist in erster Linie vom Segen Gottes abhängig, viel mehr als der Handwerker und der Kaufmann; bei ihm heißt es buchstäblich: „wenn Gott nicht will, steht alles still“; allein deswegen tut er doch alles, was in seinen Kräften steht, um eine gute Ernte zu erzielen. Er schaut auf eine sorgfältige Bearbeitung des Ackerfeldes, auf Zufuhr von Dünger, auf die Fernhaltung und Beseitigung des Unkrautes usw. Dies alles tut der Kaffer entweder gar nicht, oder nur in sehr mangelhafter Weise, und zwar obgleich er hierin das gute Beispiel des europäischen Farmers seit Jahren vor Augen hat.

Den Küstenstrichen entlang, wo niemals ein Frostwetter einfällt, und daher aber auch kein Unkraut erfriert, sondern Sommer und Winter hindurch fortwährt, pflügt der fleißige Farmer sein Feld zweimal.

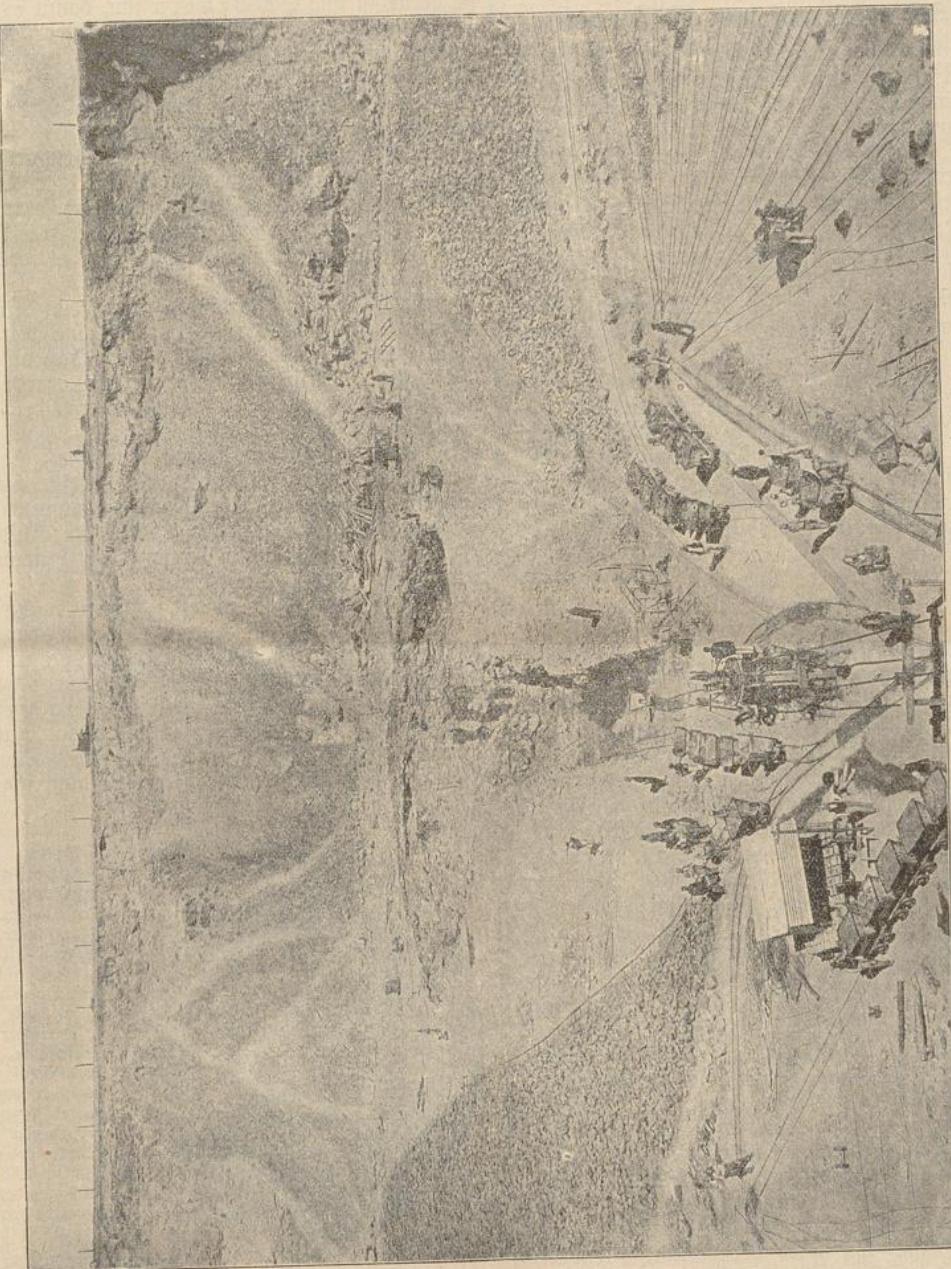
Das erstmal wenige Wochen nach der Ernte, kurz vor Beginn des Winters, das zweitemal im Frühling, unmittelbar vor der Aussaat. So etwas nachzuahmen fällt dem Kaffer gar nicht ein, er sät vielmehr, noch bevor er eine Furche gezogen hat. Ist nämlich die Zeit der Aussaat gekommen, so legt er auf seinem vorjährigen Ackerfelde einfach ein Feuer an. Dies frischt Stoppeln und Unkraut weg, wie sich's eben gerade trifft; so macht er die Aussaat, d. h. er streut seinen Mais oder sein Amabelo (kaffrische Hirsenfrucht) einfach auf das trockene Erdreich, und dann erst wird der Same untergepflügt. Doch frage nach keinem wie! Die Ochsen sind meist wild, der Kaffer ebenfalls hitzig und des Pflügens unkundig, desgleichen die Treiber — der Pflug läßt auch zu wünschen übrig und so wird die eine Furche tief, die andere seicht, hier springt der Pflug aus dem Erdreich und greift erst nach so und so viel Schritt wieder ein, kurz, so und so viel Ackerland wird gar nicht oder nur halb gewendet; hier bleibt der Same offen liegen und dort kommt er einen halben Schuh tief unter den Boden, zumal da der Kaffer sein Feld nicht eggt, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Egge hat. Die Folge liegt auf der Hand: kommt der Same zum Keimen, so fehlt dem einen Pflänzchen das nötige Erdreich, während sich ein anderes nur mühsam durch die Schollen durcharbeitet. Das eine Samenkorn geht früher auf, das andere später, ein drittes kommt gar nicht, während ein vierter unter der afrikanischen Sonnenhitze schon wieder verwelkt, nachdem es kaum aus dem Boden gekommen.

Der Europäer jätet auf seinem Maisfeld hierzulande wenigstens zweimal; das erstmal, wenn die aufgehende Saat etwa eine Handbreite hoch ist, das zweitemal, wenn sie in die Halme schiebt. So verlangt es das Klima, denn zur Sommerszeit, wenn die vielen Regen kommen, wächst einem das Unkraut sozusagen unter der Hacke nach, und greift man nicht rechtzeitig ein, so kommt der Mais nur kümmerlich in die Höhe. Dies alles weiß der Kaffer recht gut, er sieht auch, wie fleißig sein weißer Nachbar am Jäten ist, doch ihn kümmert es nichts. Er macht es einfach, wie sein Vater und Großvater auch getan, d. h. er wartet, bis das ganze Ackerfeld voll von Unkraut ist. Vorher einzugreifen hält er gar nicht der Mühe wert. Er will nur einmal die Arbeit damit haben und dann möglichst schnell damit fertig sein. Deshalb lädt er seine Nachbarn und Bierfreunde zum gemeinsamen Jäten ein. Diese kommen auch, denn nach ein paar Tagen haben sie sich ihrerseits der gleichen nachbarlichen Aushilfe zu erfreuen. Vor Beginn der Arbeit setzt man sich zusammen und spricht fleißig dem Utschvalakrige zu; denn woher soll man denn eine Kraft nehmen, wenn man nichts im Leibe hat? Schüchtern und spröde zeigt sich der Kaffer an fremdem Tische gar nicht. Ist die ganze Gesellschaft schon ziemlich angeheitert, dann bricht man auf zur Arbeit. Nun geht's aber los! Der Eigentümer darf buchstäblich froh sein, wenn ihm die übereifigen Gehilfen nicht „das Unkraut samt dem Weizen“ ausreißen. Alle Ermahnungen zu einer ruhigen, soliden Arbeit sind da fruchtlos. Der große Haufen hat nur ein Verlangen, mit der lästigen Arbeit möglichst bald fertig zu sein.

Zu verwundern bleibt nur, daß der Schwarze bei solchen Schlendrian überhaupt noch eine Ernte erzielt, manchmal sogar noch eine ziemlich gute. Sein

Verdienst ist es wahrlich nicht. Ist die Frucht eingehimst, so fällt es ihm gar nicht ein, seinem ausgesangten Feld durch Zufuhr von Dünger wieder aufzuhelfen. So was gibt es bei ihm einfach gar nicht; will der Weise bei ihm Dünger haben, so überlässt er ihm um einen Schilling (Mark) eine ganze Fuhr, zuweilen tragen Mädchen und Frauen in Körben

einer Quantität, von der er glaubt, sie dürfe für ihn und die übrigen Kraalsassen bis zum nächsten Sommer ausreichen. (Amabele wird fast ausschließlich zur Bereitung von Kaffernbier verwendet.) Den Rest verkauft er, und zwar sofort nach der Ernte, obwohl um diese Zeit das Getreide am niedrigsten im Preise steht. Kommt dann im Frühjahr wieder die Zeit zur



Die Diamantmine von Kimberley, nördlich von Kimberley.
Zu dieser tritt bereits
die Ernte einer Beuteung angetreten mitte. Zu dieser tritt bereits
„Blaugrund“ auf (die bunten Sichten), während darüber „Gelbe Erde“ liegt.

trockenen Kuhmist zu unserm Store und tauschen irgend eine Kleinigkeit dafür ein. Auß eigene Feld kommt nichts; im Notfalle brechen sie wieder neuen, jungfräulichen Boden um, denn bei der verhältnismäßig spärlichen Bevölkerung ist ja das Land groß genug.

Den gewonnenen Ernte-Vorrat bewahrt der Kaffer zuletzt in seiner Tsibaza (Biekhraal) in wohl geschlossenen Gruben auf, d. h. nicht ganz, sondern nur in

Aussaat, so fehlt es ihm am nötigen Saatkorn, und muß er nun um den doppelten und dreifachen Preis vom Weizen das wieder kaufen, was er vor einem halben Jahr zu Schleuderpreisen gleichsam weggeworfen hat. Ist das folgende Jahr ein Missh Jahr, so hat er einfach nichts und muß am Hungertuch nagen. Von einer klugen Einteilung und Verwendung der alten Vorräte keine Spur. Und das Traurigste

an der Sache ist, daß er hierin durch Schaden niemals klug wird. Solche „Rechenkünste“ mögen die Abelungen (Weihen) versuchen, er zerbricht sich da nicht lange den Kopf; er will fröhlich und ungeniert gehen, solange er etwas hat; für die Zukunft läßt er Gott im Himmel sorgen.

Bei der Aehrenlese auf dem Missionsacker.

Eine unserer Krankenschwestern (Schw. Bonaventura in Mariatrost) schrieb in einem an Chrw. Vater Franz in Emaus gerichteten Briefe u. a. folgendes: „Chrw. Vater haben wohl schon gehört, daß auch auf unserer bescheidenen Missionsstation die „Doktorei“ in großartigem Schwunge ist. Drei bis vier Stunden weit kommen die Schwarzen aus allen Himmelsgegenden daher, und die Medizinfläschchen, die ich schon verabreichte, zählen nach vielen Hunderten. Ich kann mich rühmen, Leibarzt von zwei schwarzen Majestäten, so und so vielen Indunas oder Ministern und den Veteranen von drei Königreichen zu sein.“

Dass es bei solcher Praxis nicht an Arbeit fehlt, versteht sich von selbst. In unserm Blumen- und Gemüsegarten ziehe ich eine Menge von Heilkräutern; leider bringe ich gewisse Sorten in dem afrikanischen Klima nur lämmisch durch. Besser geht es mit den einheimischen, denn die Not hat mich gelehrt, mir auch die Kenntnis einiger kaffrischer Heilsälanzen anzueignen. Dies erhöhte meinen Ruf als „Doktor“ in nicht geringem Grade. Wenn die alten Männer mit ihren Ringen um die Köpfe zu mir kommen und in ihren manigfachen Gebresten ärztliche Hilfe suchen, darf ich nur die Namen einiger altberühmter kaffrischer Heilsträuter nennen, und ich habe ihr Vertrauen im Flug gewonnen. Die Medizin wird dann jorgäufig verpackt und mit den nötigen Belehrungen über die Art der Anwendung verabreicht, und der hohe Patient scheidet von mir mit tiefer Verbeugung, erhebt Hand und Zeigefinger zum Gruß und verkündet allüberall den ärztlichen Ruhm der unvergleichlichen Missionsschwestern der ama-Romas. Das Beste an der Sache ist, daß ich auf diese Weise schon manche Seele für den Himmel gewonnen habe. Zunächst suchen die Schwarzen nur leibliche Hilfe; allein beim Gang zur Missionsstation lernen sie zugleich die christlichen Missionäre und Ordensleute kennen. Sie sehen die Liebe, mit der man sie empfängt, die Sorgfalt, mit der man ihnen die Wunden verbündet, sie sehen und hören die schwarzen Schülinder, denen das Glück und die Zufriedenheit aus dem ganzen Gesichte lacht,.... da tauen auch ihre kalten Herzen auf, sie fassen ein großes Vertrauen zu den ama-Romas, kommen allmählich auch zum christlichen Unterricht und werden so nach und nach für den wahren Glauben gewonnen. Andere liegen zu Hause krank im heidnischen Kraal. Eines der Unverwandten geht zur Missionsstation und bittet um Medizin. Sie wird verabreicht, allein die Krankenschwester will den Patienten persönlich sehen und macht einen Besuch; am nächsten Tag kommt auch der P. Missionär, und das Ganze endigt mit der Bekehrung und Taufe des Patienten. Auf solche Weise kann, wie gesagt, eine Krankenschwester viel Gutes tun, und manche Seele wenigstens indirekt für den Himmel gewinnen.

Zum Schluß noch eine merkwürdige Geschichte: Ein altes Weibchen, dessen besonderes Vertrauen ich

längst gewonnen, und das sich schließlich auf ein Täßchen Tee zurückführte, das ich ihr zeitweilig gegen ihren Husten verabreichte, erzählte mir eines Tages, in ihrer Nachbarschaft sei eine arme Familie, der schon 9 oder 10 Kinder gestorben seien. Nur die zwei ältesten seien am Leben geblieben, und jetzt hätten sie wieder ein kleines Kind bekommen. Dies möchten sie gerne zu uns Schwestern tun, damit es vielleicht am Leben bliebe. Ich meinte, die Eltern könnten ja einmal mit dem Kinde kommen, das weitere würde sich dann schon finden. Am nächsten Tag kam der Vater des Kindes mit dem gleichen Anliegen. Ich gab ihm die gleiche Antwort, unterließ es aber nicht, jetzt auch den P. Missionär zu verständigen. Am dritten Tag kamen beide Eltern mit dem Kinde. Es war das kleinste Menschenkind, das ich je in meinem Leben gesehen. Es war ungefähr 14 Zoll lang und beim erstmaligen Waschen hätte ich es beinahe im Wasser verloren.

Nach längerer Beratung wurde das Kind angenommen und erhielt in der hl. Taufe den Namen „Notburga“. — Nun traf es sich, daß am gleichen Tag unser P. Missionär beim Schulunterricht auf den Namen „Synagoge“ stieß. Was er dabei den Kindern Schönes und Interessantes gesagt hat, weiß ich nicht, kurz, die Kinder waren über die „Synagoge“ so begeistert, daß sie fortan unsere Kleine nicht mehr Notburga, sondern einfach Synagoge nannten. Es ist bei den Käffern überhaupt üblich, die Kinder nach irgendeinem auffallenden Ereignis zu benennen, das gerade um jene Zeit vorkam.

Die Kleine starb übrigens schon nach wenigen Tagen. Jetzt liegt ihre Mutter, welche bei der heiligen Taufe den Namen „Heredia“ erhielt, bei uns schwer krank und wird wohl ebenfalls bald Himmelfahrt halten. Der Vater und die zwei noch lebenden Geschwister nehmen auch den christlichen Glauben an. Dies alles schreiben wir der Fürbitte der kleinen Notburga zu, denn Synagoge können wir hier doch nicht sagen.



Franz Maria Doppelbauer †.
Bischof von Linz.

Franz Maria Doppelbauer. Bischof von Linz †. Der hochw. Bischof Doppelbauer, der seit einiger Zeit erkrankt war und sich kürzlich einer Operation unterzogen hatte, ist am 2. Dezember im 64. Lebensjahr gestorben. Als Bischof von Linz folgte er seinem Vorgänger Bischof Rudiger, dessen Geheimsekretär er war, im Februar 1889. Der Helmang des Bischofs beweist einen schweren Verlust für den österreichischen Episkopat. Wir wollen hier nur in Kürze an die großen Verdienste des Entschlusses für den Bau

des großen gotischen Mariendomes in Linz erinnern, für den er mit Wort und Tat arbeitete. Se. Gnaden war ein großer Wohltäter der Mission Mariannhill, gestaltete huldvoll die Errichtung eines eigenen Heims für die Missionsvertretung in Linz und beehrte die Brüder durch wiederholte Besuche und Gunserweisungen. Die Todesnachricht wurde sofort telegraphisch nach Mariannhill berichtet und dort ein feierliches Requiem für den unvergesslichen Oberhirten der Diözese Linz gehalten. R. I. P.

St. Josephsgärtchen.

Die hl. Familie in Aegypten.

(Fortsetzung.)

Anfangs ging es der hl. Familie in Matarea ganz beschwerlich. Es mangelte hier an gutem Wasser und an Holz. Die Einwohner kochten mit trockenem Gras oder Schilf. Die hl. Familie aß meistens kalte Nahrungsmittel.

Josef erhielt manche Arbeit, er verbesserte die Hütten. Die Leute aber behandelten ihn schier wie einen Sklaven; sie gaben ihm, was sie wollten; bald brachte er etwas für seine Arbeit nach Haus, bald nichts. Die dortigen Einwohner hatten wenig Geschick für das Bauen ihrer Hütten; auch fehlte es an Holz, und wenn ich auch hie und da einen Stamm liegen sah, so merkte ich doch, daß es ihnen an geeignetem Werkzeug mangelte. Die meisten hatten nur Messer von Stein oder Bein, und waren wie Dorfstecher. Josef hatte sein nötigstes Werkzeug mitgebracht.

Die hl. Familie hatte sich bald ein wenig eingerichtet. Josef teilte den Raum sehr bequem durch leichte Flechtwände, er bereitete auch eine ordentliche Feuerstelle und fertigte Schemel und kleinere niedere Tischchen. Die Leute hier aßen alle an der platten Erde.

Sie lebten mehrere Jahre hier, und ich habe allerlei Bilder gesehen aus verschiedenen Lebensjahren des Jesukindes. In der Wand des Gewölbes, wo Maria schlief, sah ich eine von Josef ausgearbeitete Vertiefung, in der die Lagerstatt Jesu war. Maria schlief daneben, und ich habe oft gesehen, wie sie Nachts vor dem Lager Jesu zu Gott betend kniete. Josef schlief in einem anderen Raum.

Ich sah auch einen von Josef eingerichteten Bettort in der Wohnung. Es war in einem abgesonderten Gang. Josef und die hl. Jungfrau hatten ihre besonderen Stellen darin, und auch das Jesukind hatte sein eigenes Winkelchen, wo es betend saß, stand oder kniete. — Die hl. Jungfrau hatte eine Art Altärchen, vor dem sie betete. Ein kleines Tischchen, rot und weiß bedeckt, wurde wie eine Klappe vor einem Fach in der Mauer, welche es gewöhnlich verdeckte, niedergelassen. Es befand sich aber in der Mauervertiefung eine Art Heiligtum. Ich sah kleine Büschchen in felchförmigen Töpfchen. Ich sah ein Ende des Stabes des hl. Josef mit der Blüte, wodurch er im Tempel durch das Los zum Bräutigam Marias erwählt worden war. Es stand dieses Ende in einer anderthalb Zoll dicken Büchse. In einer zweiten durchsichtigen Büchse sah ich etwa fünf weiße Stäbchen von der Dicke starker Struhhalme; sie standen getreuzt wie in der Mitte gebunden und erschienen oben kraus nach Art einer kleinen Garbe.

Auch in Matarea, wo sich die Einwohner mit dem trüben Nilwasser behelfen mußten, sand Maria auf ihr Gebet einen Brunnen. Sie litten anfangs großen Mangel und mußten von Früchten und schlechtem Wasser leben. Josef wollte schon mit seinen Schlüpfchen nach dem Balsamquell in der Wüste ziehen, um mit dem Esel Wasser zu holen, als die hl. Jungfrau auf ihr Gebet durch die Erscheinung eines Engels ermahnt wurde, eine Quelle hinter ihrer Wohnung zu suchen. Ich sah sie über den Wall, worin ihre Wohnung war,

zu einem tiefer gelegenen freien Raum zwischen verfallenen Wällen hinabgehen, wo ein dicker, alter Baum stand. Sie hatte einen Stab, woran eine kleine Schaufel, in der Hand, wie man sie dort häufig auf Reisen trägt, und stach damit bei dem Baume in die Erde, worauf ein schöner, heller Wasserstrahl hervorholte.

Frendig eilte sie, Josef zu rufen, der den Brunnen aufgrabend entdeckte, daß er in der Tiefe schon früher ausgemauert und nur versiegelt und verschüttet gewesen war. Josef stellte ihn wieder her und legte ihn sehr schön mit Steinen aus. Es war bei diesem Brunnen ein großer Stein, schier wie ein Altar, und ich sah, daß Dio b lange vor Abraham in Aegypten war und an diesem Orte wohnte. Er hat den Brunnen gesundet und hat auf dem großen Stein, der hier lag, geopft.

Hier hat die hl. Jungfrau nachher oft in der Sonne die Kleider und Tücher Jesu getrocknet, die sie gewaschen. Dieser Brunnen blieb unbekannt und allein im Gebrauch der hl. Familie, bis Jesus so groß war, daß er allerlei kleine Bestellungen machte, und auch seiner Mutter Wasser holte. Da sah ich einmal, daß er andere Kinder an den Brunnen brachte, und ihnen mit einem hohl gebogenen Blatt zu trinken schöppte. Da die Kinder dies ihren Eltern erzählten, kamen nun auch andere Leute zu dem Brunnen, der jedoch hauptsächlich im Gebrauch der Juden blieb.

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Ein Ruf ins Kloster.

In ihrem sechzehnten Jahre arbeitete Anna Katharina eines Tages mit ihren Eltern und Geschwistern auf dem Felde. Da — es war gegen drei Uhr nachmittags — läutete in der Klosterkirche der Annunziaten von Koesseld das Glöcklein zur Besper. Wie oft sie auch bei günstigem Wind die Glocke schon gehört hatte, so erfüllte doch diesmal deren Ton sie mit so wunderbarer Sehnsucht nach dem Kloster, daß sie auf dem Punkte war, in Ohnmacht zu fallen. Es war ihr, als rufe eine Stimme: „Geh' ins Kloster, es komme, was da wolle!“ Sie konnte nicht weiter arbeiten und mußte nach Hause gebracht werden.

„Ich sing“, so erzählte sie selbst, „von dieser Stunde an zu kränkeln, mußte mich oft erbrechen und war sehr traurig. Da ich nun immer so sehnd und sorgend herumging, fragte mich meine Mutter, was ich denn nur habe, daß ich so tieffinnig sei? Ich erklärte rund heraus, daß ich ins Kloster wolle. Da wurde sie sehr unwillig und sagte, wie ich nur in ein Kloster kommen wolle, da ich gar nichts besäße und sogar kränklich sei? Sie klagte auch vor dem Vater und beide suchten mir den Gedanten an's Kloster auf alle Weise auszureden. Sie schilderten mir das Leben daselbst als höchst beschwerlich für mich, da ich als ein ganz armes Bauernmädchen verachtet seyn würde. Ich aber erwiderte: „Wenn ich auch nichts habe, so hat doch Gott umso mehr. Er wird es schon zustande bringen.“ Doch ging mir die Weigerung der Eltern so zu Herzen, daß ich noch mehr krank wurde und zu Bett gehen mußte.

In dieser Krankheit sah ich einmal am Mittag, da die Sonne durch das kleine Fenster in mein Räum-

merchen schien, einen heiligen Mann mit zwei Klosterfrauen an mein Bett treten. Sie waren leuchtend, brachten mir ein großes Buch, wie ein Messbuch, und sagten: „Wenn du das Buch durchstudieren kannst, dann weißt du, was zu einer Klosterfrau gehört.“ Ich sagte: „Das will ich schon lesen“, und nahm das Buch auf meine Kniee. Es war Latein, aber ich verstand alles und las sehr fleißig darin. Die Blätter des Buches waren von Pergament und mit roten goldenen Buchstaben beschrieben; auch waren Heilige aus alter Zeit darin abgebildet. Es war gelb eingebunden und hatte keine Schließen. — Ich hatte dieses Buch auch bei mir, als ich ins Kloster kam und las eifrig darin. Hatte ich einen Teil gelesen, so wurde es mir immer wieder weggeführt.“

Dieses geheimnisvolle Buch war kein leeres Sinnbild, sondern eine wirkliche, in Buchform gehaltene Aufzeichnung prophetischen Inhalts. Es handelte vom Wesen und der Bedeutung des Ordensstandes, seiner Stellung und Aufgabe für die Kirche aller Zeitalter. Das Lesen darin war für Anna Katharina ein Schauen des Inhalts in Bildern, zu welchen dessen Worte vor ihrem Auge sich entfaltete. Selbst dann, wenn sie einen Psalm, das Magnifikat oder Benediktus, das erste Kapitel des Johannes-Evangeliums, ein Kirchengebet oder die lauretanische Litanei zu beten pflegte, öffneten sich ihr die Worte wie Samenhüllen, und es stiegen die mannigfachsten Anschauungen ihrer tieferen Bedeutung und ihres geschichtlichen Inhalts vor ihr auf; und so geschah es auch bei diesem Buch. Sie fand bei seiner Lestung als Ziel und Aufgabe des Ordensstandes die Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam; aber in diesem allgemeinen Bilde erblickte sie ihren eigenen besonderen Anteil an dieser Aufgabe: die Arbeiten, Mühen, Abtötungen, Überwindungen und Leiden, die ihr bevorstanden, um sie zu erfüllen; und dies nicht allein in Beziehung auf ihre eigene Heiligung, sondern auch in Rücksicht auf die Lage und Bedürfnisse der ganzen Kirche. Anna Katharina war nämlich von Gott zu einem Werkzeuge bestimmt, durch das er in der Zeit des allgemeinen Absfalls und der Verheerung des Weinbergs diese Gnade und alle damit zusammenhängenden Gaben und Wirkungen für die Kirche retten wollte.

Alles, was sie aus diesem Buche der Weissagung lernte, war ein Pflanzen, ein Sammeln, ein Bereiten, ein Erringen, Kämpfen, Mühen und Büßen, dessen Früchte und Erfolg vom himmlischen Bräutigam für die ganze Kirche geordnet wurden. Sie füllte sie in dieses Buch eindringt, um so reicher wurden ihre Anschauungen, und umso vollkommener gestaltete sich darnach ihr ganzes inneres und äußeres Leben. Sie sah und fühlte sich als eine mit dem himmlischen Bräutigam verlobte Braut, die nach ihm sich sehnt, zu dem sie strebt, für den sie mühsam die ganze Ausstattung bereiten muß, während sie dabei durch Mängel, durch Misslingen, durch Verstören, durch Gegenarbeiten immer zurückgesetzt und gestört wird. Diese Bilder waren für sie wie ein Gleichnis, eine Parabel, das Rechte zu tun, das Böse zu meiden oder einer Gefahr auszuweichen, ein Wegweiser, eine Stärke, ein Licht und Trost auf dem geraden Wege zu ihrem gekreuzigten Heilande.

(Fortsetzung folgt.)

Maria hat geholfen.

Von Schw. Pacifica.

Lourdes, 6. Oktober 1908. — Infolge einer Erkältung, die ich mir während der Wintermonate zugezogen, litt ich an hochgradiger Schwerhörigkeit. Nur mit Mühe konnte ich die Befehle meiner Vorgesetzten und die Mitteilungen und Bitten meiner Mitschwestern und der Schulkinder verstehen; oft mußte ich deren Sinn nur erraten, und Missverständnisse aller Art waren dabei an der Tagesordnung. Am meisten aber bedauerte ich, daß ich keine Predigt, keinen Vortrag, und keine geistliche Lestung mehr verstand; auch vom Priester am Altare hörte ich kein Wort. Ich war eben taub, und dieser Zustand, der nicht weniger meiner Umgebung lästig, wie mir selber peinlich war, dauerte nun schon mehrere Monate. Lange hatte man mich auf die warme Jahreszeit vertröstet; der Frühling kam, doch die afrikanische Sonne durfte noch so heiß vom Himmel brennen, ich war und blieb taub. Berggebene versuchte auch unsere gute Krankenschwester, Schw. Bonosa, all' ihre Heilmittel; auch nicht eines wollte Linderung, gejchweige denn volle Heilung des besagten Nebelstandes bringen.

Als alle menschlichen Nebel versagten, verwies man mich an den Himmel. Ich sollte beten, hieß es, Novenen halten und fleißig Lourdeswasser anwenden. Leider hatte ich nun aber auch dafür taube Ohren; es war, als sei ich nicht nur leiblich, sondern auch geistig taub geworden. Ich zweifelte allerdings nicht im geringsten an der Allmacht Gottes, auch nicht an der Kraft der Fürsprache der allerheiligsten Jungfrau Maria, allein es fehlte mir der Glaube und das Vertrauen, daß sich diese Allmacht und diese Fürbitte auch an mir, einem so armeligen und unbedeutenden Geschöpf, wirksam erweise werde. Anders dachten meine braven Mitschwestern; sie begannen auf den Kai der Schweifer Oberin mit grossem Eifer eine Novene zu unserer hl. Frau von Lourdes. Ich selbst aber, für welche diese Novene gehalten wurde, betete kaum mit; ich fühlte mich innerlich so leer und kalt, daß ich fürchtete, ich könnte nur störend eingreifen und deshalb vorzog, lieber zu schweigen. . . Die Novene war vorüber, scheinbar ohne Erfolg. Ich hatte auch nichts anderes erwartet; einzelne Schwestern aber beteten dennoch immer in genannter Intention weiter.

Eines Sonntags nun fiel es mir, während ich in der Kirche kniete, besonders schwer, daß ich im Vergleich zu meinen Mitschwestern ein gar so geringes Vertrauen zur Mutter Gottes habe und singe an zu unserer hl. Frau von Lourdes zu rufen als der Hoffnung der Hoffnungslosen und bat sie um Heilung meiner geistigen Taubheit; (die leibliche wollte ich verhältnismäßig gern extra tragen,) auch begann ich in dieser Meinung ganz für mich im Stillen eine neue Novene; sie sollte zugleich eine Art Sühne sein für die erste, mit so geringem Eifer verrichtete.

Schon waren drei Tage dieser zweiten Novene vorüber, und noch immer fühlte ich in mir den Mangel eines recht lebendigen Glaubens und wahren Gottvertrauens. Am vierten Tag wohnte ich wie gewöhnlich der hl. Messe bei; ich hörte vom Priester am Altare keinen Laut. Schon war der hl. Segen gegeben, der Priester (Rev. P. Augustin) betete gerade das Johannis-Evangelium, — da, wie er am Schlusß die Kniee beugt, höre ich ganz laut und ver-

nehmlich die Worte: „et verbum caro factum est“. Im selben Augenblick fühlte ich in beiden Ohren ein Geräusch, als würde plötzlich ein Verschluß hinweggenommen. Ich war geheilt! — Seit jener Stunde höre ich wieder so gut, wie nur je zuvor. Ich brauche wohl nicht hinzufügen, daß seitdem auch meine geistige Taubheit geheilt ist, und daß ich — Gott sei Dank — wieder ein unbegrenztes Vertrauen zur lieben Mutter Gottes gewonnen habe.

Ich veröffentlichte diese Zeilen als kindlichen Dank zu Ehren unserer lieben Frau von Lourdes. Möge Maria, die ruhmreiche Helferin der Christen, auch anderen Bedrängten Hilfe in ihren leiblichen und geistigen Nöten bringen!

Von Pavianen geraubt.

(Fortsetzung.)

Von R. H.

Ich wandte mich an die junge Dame mit der Frage: „Darf ich wissen, welches Ihr geehrter Name ist?“

„Stella“, war die Antwort. „Und Ihr Familienname?“ „Der tut nichts zur Sache. Meines

Leute mit Ausnahme einiger wandernder Buren. Wir leben hier zwischen Schwarzen und Pavianen. Meine einzige Unterhaltung sind die Bücher. Aber sagen Sie mir nun gefälligst auch Ihren Namen. Der Schwarze nannte Sie vorhin Makumasan, doch das kann doch Ihr eigentlicher Name nicht sein.“

Ich erwiderte: „Mein Name ist Allan Quatermain.“ — Da wurde ihr Angesicht bleich, ihre rosigen Lippen öffneten sich, und ihre schönen schwarzen Augen schauten mich mit dem Ausdruck höchster Bewunderung an.

„Ist es möglich, ist es möglich?“ begann sie endlich. „Wissen Sie, mein Herr, ich habe Ihren Namen gar oft gehört. Mein Vater hat mir wiederholt erzählt, wie ein kleiner Junge, Allan Quatermain mit Namen, mir einst das Leben rettete, indem er rasch das Feuer löschte, das mein Kleid ergripen hatte. Sehen Sie — damit zeigte sie auf einen schwachen roten Fleck an ihrem Halse — hier ist noch die Narbe von der Brandwunde.“

„O ich entinne mich dessen noch recht gut. Sie waren als Weihnachtsengel gekleidet und schenkten mir einen Asse. Ja, ich war es, der das Feuer löschte; ich habe mir dabei die Hände gehörig verbrannt.“ — „Das ist Gottes Werk“, erwiderte Stella gerührt. „Sie retteten mir das Leben, als ich noch ein kleines Kind war, und nun habe ich das Ihrige gerettet und das des kleinen Mädchens. Ist es Ihre Tochter?“

„Nein, es ist das eine längere Geschichte; ich will sie Ihnen gleich erzählen.“ „Nun das können Sie auf dem Heimwege tun, denn es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Wir brauchen drei Stunden, um dorthin zu gelangen. Hendrika, bringe die Pferde her!“ — Hendrika gehorchte und führte die Pferde zum Bauern heran.

„Nun, Herr Allan“, sprach Stella, „mössen Sie mein Pferd besteigen und der schwarze Mann muß das andere nehmen. Ich selbst will zu Fuß gehen und Hendrika trägt das kleine Mädchen. O sorgen Sie nicht, sie ist stark und trägt es mit Leichtigkeit.“

Hendrika grunzte zustimmend, denn anders kann ich ihre Art zu sprechen. Manchmal grunzte sie wie ein Affe, dann wie ein Buschmann, und zuweilen tat sie beides zugleich und wurde dadurch ganz unverständlich.

Ich wollte gegen Stellas Vorschlag Einwendungen machen, doch es war eine leere Redensart, denn ich glaube, ich wäre zu Fuß keine halbe Stunde weit gekommen. Stella hörte auch gar nicht darauf, ja ließ mich nicht einmal meine Elefantbüchse tragen, sondern nahm sie selbst. So stiegen wir mit einiger Mühe auf, und Hendrika nahm die schlafende Tota in ihre langen, sehnigen Arme.

„Pas auf, daß das Pavianweib nicht mit dem kleinen Mädchen in die Berge entwischt!“ warnte mich Indabasimbi in Kaffrisch.

Unglückslicherweise verstand Hendrika seine Rede. Sie setzte Tota nieder, ihr Gesicht verzog sich zur teuflischen Fratze, ihre rollenden Augen sprühten Feuer und glücklich sprang sie mit affenartiger Geschwindigkeit



Bloemfontein (Südafrika).

Normales Straßebild, (Nach Photographie von Herrn Max Meyer-Reddersburg.)

Vaters Name ist Thomas und unser Heim ist dort drüber am Fuße des großen Berges. Ich war kaum etwas über sieben Jahre alt, als wir mit einem Wagen dort ankamen. Meine eigentliche Heimat ist England und zwar Oxfordshire. Zu Hause will ich Ihnen auf der großen Landkarte genau den Platz zeigen. Er heißt Garsingham.“

Abermals glaubte ich, das Ganze müsse ein Traum sein. „Hören Sie, Fräulein Stella“, erwiderte ich, „das ist auffallend, so auffallend, daß man es kaum für möglich halten kann, denn ich selbst bin vor vielen Jahren aus Oxfordshire hieher gekommen und zwar ebenfalls aus Garsingham.“

Ihr Erstaunen war nicht weniger groß, wie das meine. „Das ist ja prächtig!“ rief sie aus. „Ach, ich habe mich immer gefehlt, einen Landsmann zu sehen. Ich habe, seit wir hier wohnen, nie einen Engländer zu Gesicht bekommen, überhaupt keine weißen

nicht nennen.

Manchmal grunzte sie wie ein Affe, dann wie ein Buschmann, und zuweilen tat sie beides zugleich und wurde dadurch ganz unverständlich.

Ich wollte gegen Stellas Vorschlag Einwendungen machen, doch es war eine leere Redensart, denn ich glaube, ich wäre zu Fuß keine halbe Stunde weit gekommen. Stella hörte auch gar nicht darauf, ja ließ mich nicht einmal meine Elefantbüchse tragen, sondern nahm sie selbst. So stiegen wir mit einiger Mühe auf, und Hendrika nahm die schlafende Tota in ihre langen, sehnigen Arme.

„Pas auf, daß das Pavianweib nicht mit dem kleinen Mädchen in die Berge entwischt!“ warnte mich Indabasimbi in Kaffrisch.

Unglückslicherweise verstand Hendrika seine Rede. Sie setzte Tota nieder, ihr Gesicht verzog sich zur teuflischen Fratze, ihre rollenden Augen sprühten Feuer und glücklich sprang sie mit affenartiger Geschwindigkeit

auf Indabasimbi los. Dieser hatte gerade noch Zeit gefunden, nach der andern Seite hin vom Pferd zu gleiten. Nun waren ihre Rollen vertauscht: Indabasimbi lag kläglich am Boden und Hendrika saß hoch zu Ross! —

„Komm herunter, du Wilde, komm herunter!“ rief ihr Stella zu und stampfte dabei mit dem Fuße. Im Nu schwang sich das seltsame Geschöpf wieder vom Pferde, kroch buchstäblich auf ihre Herrin zu und brach dann weinend in die Worte aus: „Verzeihen, Fräulein Stella, aber Schwarzer mich hat genannt Babylon-Frau“. Sie schnalzte und grunzte ein schauderhaftes Englisch. Stella warnte Indabasimbi, nochmals dieses Wort zu gebrauchen. Dieser versprach Besserung und durfte nun wieder aufsteigen, doch von jener Stunde an war zwischen ihm und Hendrika ewiger Krieg.

Wir brachen also auf, und die Hunde folgten uns. Noch trennte uns ein schmaler Wüstenstreifen vom Abhange des Hügels, dann erreichten wir schönes

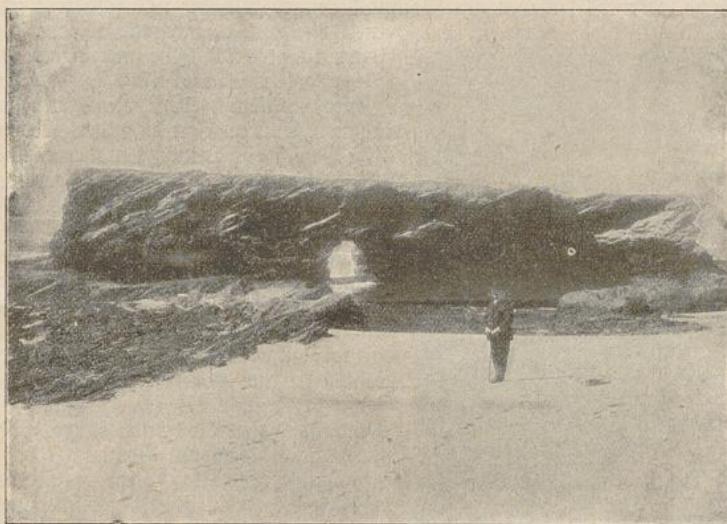
einen Ritt machen und wollte bis Mittag wieder zu Hause sein, da mein Vater krank ist und ich ihn nicht gern so allein lasse. Doch gerade, als ich umkehren wollte, es war ungefähr hier, wo wir jetzt sind — ja, dies war der Strauch —, da sprang ein Bock auf, und die Hunde jagten ihn. Ich folgte ihnen im Galopp, und als wir an den Fluß kamen, durchschwamm der Bock ganz seiner Gewohnheit entgegen den Fluß und wandte sich der Wüste zu. Ich folgte ihm, und ungefähr hundert Schritte von dem großen Baum entfernt, holten ihn die Hunde ein und töten ihn. Hendrika wollte gleich umkehren, ich aber gedachte zuvor im Schatten des Baumes etwas zu rasten; auch wußte ich, daß eine Quelle in der Nähe war. Nun also, wir ritten hin und da sah ich Sie alle wie tot an der Erde liegen. Das übrige wissen Sie. Ja, es ist sehr wunderbar.“

„Das ist es in der Tat, Fräulein Stella; doch sagen Sie mir nun, wer ist denn Hendrik?“ —

Stella wandte sich um, um zu sehen, ob sie nicht in der Nähe sei und begann hierauf: „Ihre Geschichte ist ebenfalls sehr merkwürdig, Herr Allan. Ich will Ihnen alles der Reihe nach erzählen. Sie müssen wissen, daß das Gebirge und das dahinter liegende Land voll von Pavianen ist. Als ein Mädchen von zehn Jahren pflegte ich oft allein in diesen Bergen und Tälern herumzustreifen und beobachtete dabei die Paviane, wie sie zwischen den Felsen spielten. Da gab es nun eine Pavianfamilie, die mein Interesse in hohem Grade erweckte. Der alte Pavian war sehr groß, eines der Weibchen im Gesichte grau, das Mertwürdigste aber war dies, daß sie ein Geschöpf bei sich hatten, das gerade wie ein Mädchen aussah. Es war ganz weiß und bei kaltem Wetter wirkelten es die Alten in eine Pavianshaut. Sie schienen dieses Wesen überhaupt besonders gern zu haben und lassen oft da, die Arme um seinen Hals geschlungen. Fast einen ganzen Sommer hindurch beobachtete ich diesen weißen Pavian, bis mich endlich die

Neugierde überwältigte. Ich wollte ihn bei mir haben und glaubte dies leicht bewerkstelligen zu können, denn ich hatte bemerkt, daß er von den Alten jeden Abend kurz vor Sonnenuntergang mit noch zwei andern, viel kleineren Pavianen in eine Höhle gebracht wurde, während sie selbst fortgingen, auf den Maisfeldern Futter zu holen. Überdies zog ich einen Hottentotten, Hendrik mit Namen, ins Vertrauen. Er sollte den kleinen weißen Pavian in der Höhle aufsuchen und ihn mir nach Hause bringen. Hendrik liebte mich zwar sehr und tat mir vieles zu Gefallen, doch von diesem Plane wollte er lange nichts wissen. Er jagte, die Paviane würden ihn töten. Endlich gelang es mir, ihn mit einem Messer, das vier Klingen hatte, zu bestechen und so brachen wir eines Nachmittags zu der Höhle auf, die nur eine halbe Stunde von unserm Haus entfernt war. Hendrik trug einen aus Zellen hergestellten Sack, um dessen Öffnung ein Strick lief, sodß man ihn fest zusammenziehen konnte.

Wir kamen an den bezeichneten Platz, verbargen



Strand bei Durban (Natal)

mit dem Rest einer Küstenterrasse, ca. 10—12 m hoch, die von einem Brandungstor durchbohrt wird. Im Vordergrund der heutige Küstentreppen.
(Nach Photographie v. Herrn Max Meyer-Beddersburg.)

Wiesenland, denn es kam hier ein bedeutender Fluß vom Berge herunter. Er floß aber nicht in die Wüste hinaus, sondern wandte sich rechts dem Fuße des Hügels entlang. Wir kamen zu einer Furt. Hendrika schritt, Tota in den Armen haltend, fühlte hindurch, Stella aber sprang wie eine Gämse von einem Felsblock zum andern. Dann ging der Weg um einen schön bewachsenen Vorsprung des Hügels, der, wie ich erfuhr, als Babylon-Cape bekannt war. Natürlich kamen wir nur im Schritt voran. Stella ging eine Weile schweigend neben mir her und sprach dann:

„Erzählen Sie mir, Herr Allan, wie es denn zugeht, daß ich Sie sterbend in der Wüste fand.“ — So fing ich also an und erzählte ihr alles. Ich brauchte über eine Stunde dazu; sie hörte mir aufmerksam zu und stellte mir dann und wann eine Zwischenfrage.

„Das ist alles sehr wunderbar“, sagte sie, als sie fertig war, „höchst wunderbar in der Tat. Wissen Sie, ich wollte heute mit Hendrika und den Hunden

uns sorgfältig hinter den Bäumen am Fuße der Bergklippe und beobachteten die Paviane, die lustig umhersprangen, spielten und sich herumbalgten, bis endlich die beiden Alten das weiße und noch drei andere kleine Jungen ergriffen und in die Höhle trugen. Dann kam der alte Pavian heraus, sah sich sorgfältig um und verschwand mit seinem Weibchen hinter der Bergklippe. Der günstige Augenblick war also gekommen! Langsam und vorsichtig krochen wir über die Felsen hinan, näherten uns der Höhle und blickten hinein. Wir fanden die vier kleinen Paviane schlafend; sie kehrten uns den Rücken und hatten sich die Arme gegenseitig um den Hals gelegt; das weiße lag in der Mitte. Nichts konnte für unsrern Plan günstiger sein! Hendrik, der mittlerweile mit allem Eifer bei der Sache war, kroch wie eine Schlange in die Höhle und stülpte die Öffnung des Sackes über den Kopf des weißen Pavians. Das arme Ding erwachte, machte einen herzhaften Sprung und verschwand im nächsten Augenblick in der Tiefe des Sackes. Reich zog nun Hendrik den Strick zu, worauf wir ihn gemeinsam festknötzten, sodass für unsrnen kleinen Gefangenen ein Entrinnen nicht mehr zu denken war. Die andern kleinen Paviane aber stürmten in wilder Eile fort und waren, als wir mit unserer Beute die Höhle verließen, nirgends mehr zu sehen.

„Schnell, schnell fort, Stella!“

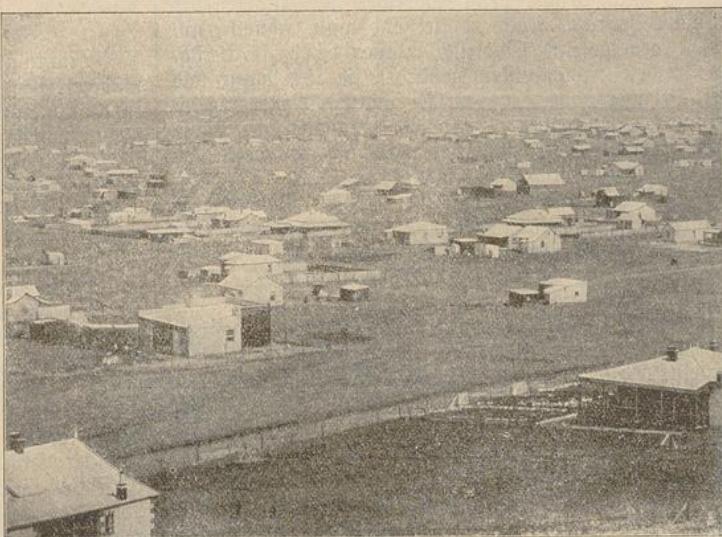
mahnte mich Hendrik. Du wirst sehen, die alten Paviane werden gleich zurückkommen. Mit diesen Worten warf er den Sack über die Schultern und wir eilten aus Leibeskräften davon, unserm Hause zu. Der kleine gefangene Pavian aber zappelte und biß in seinem Sacke wie toll und schrie und brüllte, daß es uns durch Mark und Bein ging.

Noch etwa 300 Schritte mochten wir von unserer Gartenmauer entfernt sein, da hörten wir hinter uns ein wildes Geschrei. Wir sahen um und erblickten nun mit Entsetzen, wie der alte Pavian und ein ganzes Rudel seiner wilden Genossen in mächtigen Sprüngen uns nachgeeilt k'mt! —

„Laufen Sie, Fräulein, laufen Sie!“ schrie mir Hendrik zu. Ich lief wie der Wind und ließ ihn weit zurück. In atemloser Hast stürmte ich in den Garten hinein, wo gerade mehrere Käferarbeiter waren, und schrie so laut ich konnte: „Die Paviane! Die Paviane!“ Schnell ließen die Leute mit den Werkzeugen, die sie eben zur Hand hatten, Hendrik entgegen, den die Paviane schon beinahe eingeholt hatten. Es begann ein wilder Kampf, von dem die Paviane erst abließen, als der Alte tot am Boden lag. Mit wilden Blicken und furchtbarem Geheul zogen sie sich endlich in ihre Berge und Schluchten zurück.

In unserm Kraal ist eine Hütte, wo mein Vater zuweilen Eingeborene einsperre, die sich schlecht betragen

hatten. Sie ist sehr stark und hat ein vergittertes Fenster. Dorthin trug Hendrik den Sack, band ihn auf und rannte dann schlemigst hinaus, die Türe hinter sich schließend. Im nächsten Augenblick war das kleine Ding aus dem Sack und rannte nun wie rasend in der Steinhütte umher. Sie sprang an die Fenstergitter, hielt sich daran fest und stieß mit dem Kopfe daran, daß ihr das Blut übers Gesicht herunter

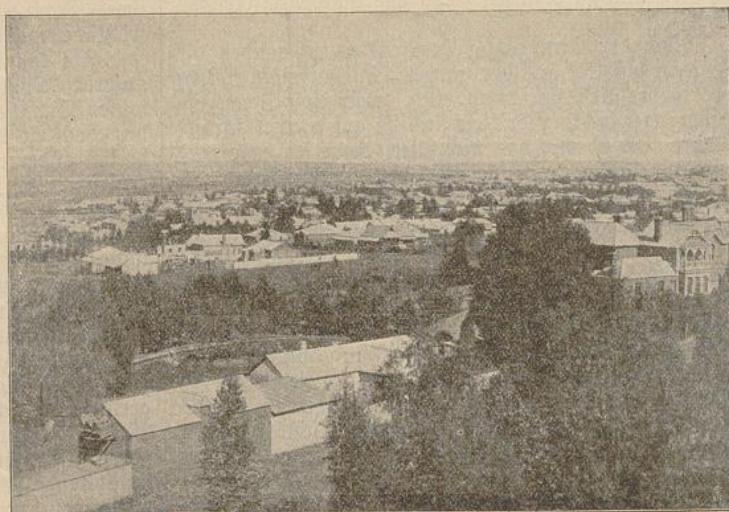


Johannesburg im Jahre 1889.

Von dem Witwatersrand im Norden der Stadt blickt man über das öde Grasland nach Süden.

rann. Dann fiel sie auf die Erde nieder, saß eine Weile da, schrie wie ein Kind und bog sich in jämmerlicher Weise hin und her. Ach, ich wurde darüber so traurig, daß ich selbst bitterlich zu weinen anfing.

Da trat mein Vater hinzu und fragte, was denn all der Lärm zu bedeuten habe? Ich sagte ihm, wir hätten einen jungen weißen Pavian gesangen; er aber wurde ärgerlich und befahl, ihn wieder los zu lassen. Als er aber durch die Gitterstäbe in die Hütte blickte, kannte sein Erstaunen keine Grenzen mehr. „O, das ist kein Pavian“, rief er aus, „das ist ein weißes



Johannesburg im Jahr: 1895.

Mädchen, das die Paviane gestohlen und großgezogen haben!"

Nun, Herr Allan, Sie können ja selbst entscheiden, ob mein Vater recht hatte oder nicht. Sie sehen Hendrika — wir nannten sie so nach Hendrik, der sie singt — sie ist trotz ihrer Ähnlichkeit mit einem Affen doch ein Mensch. Allerdings hat sie vieles mit den Pavianen gemein; sie ist sehr stark, kann kräftig klettern und bringt beim Sprechen die Worte nur mühsam heraus. Auch ist sie sehr wild, schnell zum Zornen geneigt und über alle Maßen eifersüchtig. In solchen Augenblicken gebärdet sie sich dann wie toll, ist aber dabei trotzdem so schlau wie nur irgend jemand. Sie ist aber als kleines Kind von den Pavianen gestohlen und von ihnen ernährt worden; daher die auffallende Ähnlichkeit mit ihnen.

Doch zu unserer Geschichte zurück. Mein Vater erklärte, es sei unsere Pflicht, Hendrika auf jede Gefahr hin zu behalten. Das Schlimmste war, daß sie drei Tage lang absolut nichts genießen wollte. Ich fürchtete schon, sie würde sterben, denn die ganze Zeit über saß sie da und jammerte. Am dritten Tag ging ich wieder an die Gitterstäbe des Fensters und hieß ihr eine Tasse Milch und etwas Obst hin. Sie sah es erst lange an, dann trocknend näher, nahm die Milch aus meiner Hand und trank sie gierig, zulegt auch sie auch die Früchte. Von der Zeit an nahm sie willig Nahrung zu sich, aber nur von meiner Hand.

Doch, ich muß Ihnen noch von Hendriks schrecklichem Ende erzählen. Von dem Tage an, da wir Hendrika gesungen hatten, war die ganze Umgegend rings um unser Haus voll von Pavianen, die jeden scharf beobachteten, der hier ein- und ausging.

Eines Tages ging Hendrik, um Arzneikräuter zu suchen, allein in die Berge. Er kam nicht wieder zurück. Am nächsten Morgen gingen unsere Leute hinaus, ihn zu suchen. Bei einem hohen Felsen, den ich Ihnen bald zeigen kann, fanden sie seine zerrißenen und zerstückelten Glieder. In der Nähe lagen vier tote Paviane und sein Assagai. Offenbar hatten ihn die wilden Tiere wieder erkannt und nach heftiger Gegenwehr in Stücke gerissen.

Mein Vater erschrak über die Kunde sehr, dennoch erklärte er, er könne Hendrika nicht fortlassen. Sie sei ein Mensch, und wir hätten die Pflicht, sie zu behalten und zu erziehen; was wir auch mit Freuden taten.

Nach der Ermordung Hendriks verschwanden die Paviane plötzlich aus der ganzen Nachbarschaft. Mehrere Jahre ließ sich kaum einer mehr von ihnen erblicken; erst in jüngster Zeit sind sie auf einmal zurückgekehrt. Es ist mir das nicht lieb, denn ich habe eine tiefe Abneigung gegen die häßlichen Tiere gehabt.

Hendrika aber hatte mich bald recht lieb gewonnen; dennoch ließ sie bei der ersten Gelegenheit fort und kehrte erst am Abend wieder zu uns zurück. Sie hatte die Paviane gesucht und war sehr traurig, als sie dieselben nicht mehr finden konnte. Ich begann, sie zu unterrichten und lehrte sie manches, obwohl sie erst nach geraumer Zeit und nur mühsam reden konnte. Seitdem hat sie mich so lieb, daß sie mich nie mehr verlassen will. Sie bewacht mich wie ein treuer Hund den ganzen Tag und schläft nachts in meiner Hütte auf dem Boden. Einmal rettete sie mir, als ich im Flusse von der Strömung fortgerissen wurde, das Leben. Es steht dennoch ein guter Kern in ihr, doch ist sie sehr eifersüchtig und haßt jeden,

dem sie glaubt, daß ich ihn liebe. Sehen Sie nur, wie wild sie mich anstarrt, weil ich nun mit Ihnen rede."

Ich blickte hin; Hendrika trabte mit dem Kinde auf den Armen nebenher und warf mir von der Seite her wilde, grimmige Blicke zu.

Eine mißglückte Heirat.

Von Br. Noellius, O. C. R.

Mariatal. — Bekanntlich benötigt ein Käffernädchen bei der Hochzeit keine Mitgift; bloß Kopftuch und ein paar Decken nebst Schlafräcken braucht sie mitzubringen, und dies kaufst ihr der eigene Vater. Diese Sitte hat das Gute, daß selbst das ärmste Mädchen, wenn sie nur gesund und kräftig ist, leicht einen Bräutigam findet. Dem gegenüber steht aber ein zweiter Brauch, daß nämlich das Mädchen bei der Verheiratung keine freie Wahl hat, sondern vom Vater einfach an denjenigen verkauft und verschachert wird, der ihm die meisten und fettesten Ochsen dafür bietet. So kommt es, daß nicht selten ein junges, frisches Mädchen von kaum zwanzig Jahren an einen häßlichen, steinalten Käffer verheiratet wird, mag es nun wollen oder nicht; darnach wird einfach gar nicht gefragt. Welche Nebelstände sich daraus ergeben, liegt auf der Hand.

Vor einiger Zeit kam auch hier so ein Fall vor. Ein alter Käffer hätte gern nochmal ein junges Weib genommen; da er jedoch keine Ochsen hatte, mußte ihm seine eigene Tochter, ein Mädchen von 18 bis 20 Jahren, dazu verhelfen. Er durfte sie bloß verheiraten, dann waren ihm zehn Ochsen sicher, und damit konnte er sich wieder ein Weib kaufen. In der Tat stellte sich kurz darauf ein anderer alter Käffer, der von der Sache wahrscheinlich Wind bekommen hatte, ein, bat um die Hand seiner Tochter und bot dafür den üblichen Preis von zehn Ochsen. Das war nun dem sinnlichen Alten gerade Wasser auf seine Mühle. Wohl sträubte sich die Tochter dagegen auf alle Weise, vergebens erklärte sie, sie wolle sich lieber umbringen, als so einen alten ixegu (Greis) heiraten; es half alles nichts. Der Handel wurde einfach abgeschlossen, die Braut, die sich mit Händen und Füßen dagegen wehrte, mit Gewalt in den Kraal ihres Mannes geschleppt, und daselbst eine lärmende, fröhliche Hochzeit gehalten.

Ich kannte dieses Mädchen, denn es war oft zu unserer Mühle gekommen, um Mehl gegen ein gewisses Quantum Mais einzutauschen. Kurze Zeit nach der Hochzeit kam sie wieder und zwar in Begleitung dreier anderer Mädchen aus dem neuen Heim. Sie erhielten ihr Mehl und gingen ruhig ihres Weges weiter. —

Nach etwa zwei Stunden jedoch kamen die drei jungen Mädchen zur Mühle zurück und fragten, ob wir nicht wüßten, wo die Makoti (Braut) wäre? Da wir es verneinten, fingten sie zu weinen an und erzählten uns, sie seien alle vier miteinander zum Propofluss gegangen; dort hätten sie ihre Maisäcklein, da es eben Mittag und sehr heiß war, niedergelegt, etwas geruht und sich im Flusse gewaschen. Dann habe die Makoti zu ihnen gesagt, sie sollten nur langsam weitergehen, sie würde bald folgen. Auf dieses hin seien sie ahnungslos gegangen; da sie ihnen aber nach einer bestimmten Zeit nicht nachgekommen, seien sie zum Flusse zurückgekehrt. Hier hätten sie zwar deren Mais-

säcklein gefunden, von ihr selbst aber hätten sie trotz alles Suchens keine Spur entdecken können. Ja, es sei ihnen sogar der Gedanke gekommen, sie habe sich im Flusse ertränkt, denn sie habe wiederholt erklärt, sie wolle lieber sterben, als mit so einem alten Mann ehelich zusammenleben. —

Die Kunde überraschte uns sehr, doch konnten wir nur schwer an einen Selbstmord glauben, da dies bei Käffern nur äußerst selten vorkommt. Nebrigens schickten wir einen Bruder nebst einigen Arbeitern nach dem Flusse; auch sie konnten von der Vermissten nichts entdecken. Inzwischen brach der Abend herein, und da die Mädchen noch einen weiten Weg nach Haus hatten, gingen sie traurig heim. Am nächsten Morgen begaben sich unsere Arbeiter nochmals an's Suchen; und diesmal entdeckten sie jenseits des Flusses im gehackten Maisfeld frische Spuren, die nach dem benachbarten englischen Städtchen Ixopo zuführten. Das hörte der Vater der Braut, begab sich gleichfalls auf die Suche, und fand seine Tochter schließlich bei Verwandten in der Nähe des Umlimkulu. Da gab's nun eine scharfe Auseinandersetzung, und zuletzt sogar körperliche Misshandlung; das Mädchen aber erklärte: „Vater, du kannst mich totschlagen, doch zu jenem ixegu (alten Mann) geh' ich nicht!“

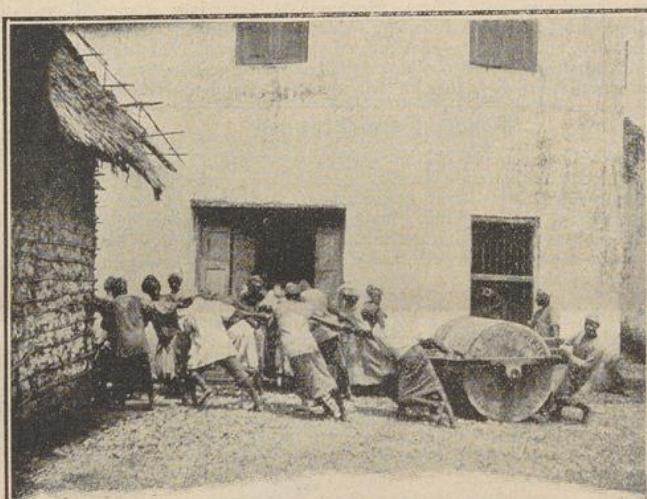
Nun stellte der Bräutigam Klage bei Gericht; denn er wollte nicht umsonst die zehn Ochsen bezahlt haben. Das Mädchen wurde durch einen schwarzen Polizisten geholt, und so kamen sie bei Gericht alle wieder zusammen: Vater, Bräutigam und Braut. Der Richter fragte letztere, weshalb sie ihren Mann verlassen, ob er sie etwa misshandelt habe? Sie sagte, nein, allein sie liebe ihn nicht, und wolle um keinen Preis mit ihm zusammenleben. Da drohte ihr der Richter mit Gefängnis; doch sie erklärte auch hier, man könne sie einsperren und totschlagen, doch zu dem alten ixegu gehe sie nicht. Als nun der Richter sah, daß da mit Drohungen nichts zu machen sei, gab er das Urteil ab, das Mädchen sei frei, der Vater aber müsse die zehn Ochsen wieder an den Bräutigam herausgeben. Dieser schnitt wohl ein dummes Gesicht, denn einerseits war damit sein Plan, sich ebenfalls ein junges Weib zu kaufen, ins Wasser gefallen, und anderseits hatte er gelegentlich der Heirat seiner Tochter schon einen Ochsen verkauft. Doch der Magistrat hatte nun einmal so entschieden, und da war nichts mehr zu wollen.

Leider steht unser Fall nicht vereinzelt da. Wie viele unglückliche Ehen mögen bei den obwaltenden Umständen unter den heidnischen Käffern vorkommen! Daraus möger aber auch unsere geehrten Leser und Leserinnen ersehen, welch' eine Wohltat das Christentum mit seinen weisen und gerechten Gesetzen auch in zeitlicher Beziehung ist. Da sind solche Zustände einfach undenkbar, denn haben auch christliche Eltern bei der Verheiratung ihrer Kinder ein Wort mitzureden, so liegt die endgiltige Entscheidung doch bei der Braut.

Mögen diese Zeilen unsere Leser in dem Vorsatz bestärken, auch fernerhin das schöne Werk der Mission großmütig zu unterstützen, wenigstens mit dem Almosen des Gebetes, falls ihnen Gott die nötigen materiellen Mittel versagt hat. Würde nur jeder unserer Leser und Leserinnen ein einziges Ave Maria in genannter

Intention beten, es bliebe sicherlich nicht ohne großen geistigen Gewinn.

Einen außerordentlich merkwürdigen Fall erzählt die Daily Chronic. Eine Näherin Goodhear in Leeds hatte durch einen Scherz ihr Augenlicht vor etwa 22 Jahren verloren. Eine Kollegin hatte einen Haken an ihrem Stuhl gebunden und zog ihn in dem Augenblick weg, wo sie sich setzen wollte. Dadurch schlug sie mit dem Hinterkopf gegen ein eisernes Rad, und zwar mit solcher Wucht, daß sie bewußtlos blieb. Sie konnte längere Zeit sich nicht erholen und vor allem hatte sie 11 Jahre lang Beschwerden mit den Augen. Sie konnte das volle Tageslicht nicht ertragen und das Gaslicht war ganz besonders unerträglich. Da verlor sie plötzlich auch noch, was ihr an Sehkraft geblieben war. Die Ärzte diagnostizierten einen Schädelbruch, durch den die Sehnerven gedrückt seien. Sie meinten, es wäre möglich, daß das Sehen



Strassenbau in Saniabar.

sich wieder einstellte, aber wenig Aussicht sei dafür vorhanden. So blieb sie 12 Jahre blind; allein konnte sie nur im Hause umhergehen. Dabei ereignete es sich nur eines Tages, daß sie eine Stiege herunterfiel. Der Kopf stieß dabei wieder auf die Stelle wie früher. In dem Augenblick sah die Patientin. Wie man sich denken kann, war sie überwältigt vor Freude. Als der gleiche Arzt sie wiedersah, erklärte er aber, daß leider das Sehen nicht anhalten würde. Durch den Fall seien die Sehnerven erschüttert und der Druck etwas befeitigt worden; die Blindheit würde wieder kommen. Wenn er ihr einen gewaltigen Stoß gegen den Kopf versetzen könnte — das könnte er aber nicht — dann wäre es vielleicht möglich, ihr das Sehen wiederzugeben. Unmittelbar nach dem Falle hatte die Patientin ihre Mutter gesehen. Ihr Vater war nicht anwesend. Ihn sah sie auch niemals wieder. Denn schon am nächsten Tage trat wieder die Erblindung ein und blieb weitere 10 Jahre bestehen; währenddessen starb ihr Vater. Und nun fiel die Patientin zu ihrem größten Entsetzen noch einmal die Stiege hinunter, und sie bekam wieder einen fürchterlichen Stoß gegen den Kopf, der ihr stundenlang die ärgsten Schmerzen bereitete. Da — wie ein Blitz zuckte

es vor ihr auf: sie konnte wieder sehen! Und jetzt ist es bereits ein Jahr, daß dieser höchst glücklich verlaufene Unglücksfall eintraf. Das Fräulein sieht gut, sie soll nur nicht lesen und nicht nähen, obgleich sie auch dazu einigermaßen imstande ist.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Ottenbach, Thann, Kleinhain, Odenheim, Seebach, Rottenburg a. L., Ravensburg, Kochertürn, Murnau, Herrnthal, Büstviel, Isach, Wallenbüchel, Bonn, Aachen, Lippespringen, Buir, Würzelen, Euchenheim, Meschede, Gelsdorf, Dörnhagen, Tiefels-Bockum, Grevenbroich, Epen, Hemmerden, Konstanz, Schönberg, Hochheim a. M., Landau (Pfalz), Startern, Bespernbild, Blüthard, Geislar, Eichbach (Pfalz), Oberkirchberg, Olsn, Sandhofen, Rehein, Lindenberg, Altheim, Schönberg, F. B. H., Gablingen, Scheidegg, Schafborn, Ochtrup, Bürten, Hegendorf, Pfaffenst, Selbacherhof, Nagelsberg, Kraiburg, Hettlingen, Melchingen, Weßlack, Großheubach, Nützheim, Schlatt, Höchach, Westheim, Höpfingen, Rauenberg, Scheidegg, Günzburg, Kadelshofen, Nürnberg, Lauf, Röhlungen, Kronach.

Danksagungen

sind eingegangen aus: Düren, Benigumstadt, Geisenbach, Königshofen i. Grbf., Helmstadt, Würzburg, Philadelphia, Segelbach (Provinz Hannover), Schwandorf, Ländesberg, Dornach, Ederen, Lüdenscheid. Durch anhaltendes Gebet zum hl. Herzen Jesu und u. L. Fr. v. Lourdes von einer Gewohnheitsünde an Leib und Seele gerettet. Köln.

Gebets-Empfehlungen.

Erhaltung der Gesundheit. Segen im Geschäft. Abwendung von Unglück. Eine kranke Frau. Ein auf Abwege geratene Sohn. Um gute Dienstboten. Eine schwer geprüfte Familie. Ein Bruder. Eine Witwe um Verdienst. Um glückliche Sterbefunde. Um günstigen Hausverlauf. Geisteskranke. Um brave Hausleute. Um günstigen Hausbau. Um Hilfe in Seelenleiden. Erbchaftsangelegenheit. Um Erhaltung einer guten Stelle. Bekehrung eines Neffen. Glückliche Sterbefunde. Ein krankes Mädchen. Um Gesundheit zweier Eheleute und einer Tochter. Um gutes Examen. Bekehrung eines Mannes. Eine auf Abwege geratene Tochter. Gute Kindererziehung. Bedrängte Jungfrau. Trunksüchtige. Gute erste hl. Kommunion. Glaubenslose. Ein frisches blindes Mädchen. Eine schwachsinnige Schwester. Befreiung von einem schlimmen Lebel. Einige Studenten. Ein Elternpaar um Ergebung in Gottes hl. Willen. Drei Söhne um Bekehrung. Um Erlangung einer guten Stelle. Eine unglückliche Familie. Um Gesundheit zur glücklichen Vollendung der Studien. Um Familienfrieden und um Arbeit zu erlangen. Trunksüchtige. Krante. Gute Geschäftsangst. Glückliche Ehe. Um Kinderseggen. Um Frieden. Ein rückenmarkleidendes Kind. Um glückliche Entbindung. Mehrere Krante. Um Erlangung des Berufes als Krankenpflegerin. Um Seelenfrieden. Um häuslichen Frieden. Ein Kind. Schwere Anliegen. Geisteskranke. Um Verhütung von Selbstmord. Eine verunglückte Tochter. Um Zurückhaltung ausgeliehenem Gelbes. Langjährige Feindschaft. Notleidende Familie. Religiouslose Familie. Glücklicher Ausgang eines Prozesses. Gute Heirat. Fortschritt im Lernen. Eine jährlinge Frau. Um Frieden in der Familie. Ein fast erblindetes Mädchen. Um glückliche Sterbefunde. Augenleidende. Um glückliche Berufswahl. Schwerhörige Kinder. Eine glaubenslose verstorbene Tochter. Glückliche Standeswahl. Um Besserung des Familienvaters.

Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Johann Schornagel, Carroll-Iowa. Mrs. M. Malet, Cincinnati-Ohio. Elisabeth Deus, Cincinnati-Ohio. Dr. Fangmann, Petersburg-Neb. Gregor Banse, Bürten (Ww.) Heinrich Steentoff, Schäfer. Karl Schulte-Eberhard, Westerholt. Frau Müllers, Baesweiler. Maria Zeyen, Irrel. Albert Schirm, Irrel. Elis Buchauer, Siggenham. Christiana Henni, Obersagen. Franziska Wols-Schindler, Basel. Augusta Leier, Romanshorn. Katharina Schawalder, Widnau. Frau Meyer, Buttisholz. Joie Wild, Regensburg. Agatha Vogel, Weißbrunn. Sebastian Sichtler, Feldwies. Georg Pemler, Feldwies. Anna Kühs, Sillian. Aloisius Garb, Marin Trost. Fanny Maurer, Taufkirchen. Franz Stehring, Stainz. Sr. Exzellens Franz Maria Doppelbauer, Bischof von Linz. Anton

Peham, Amstetten. Philipp Jos. Pichler, Graz. Margaretha Hammer, Zweifelsreith. Herr Feuthner, Eulenberg. Ignaz Kunze, Schluckenau. Elisabeth Gartler, St. Georgen. Michael Schopper, Murek. Pfr. Joh. Mainka, Lenzenh. Frz. Xaver Kirmaier, Kraiburg. Barb. Eitzenmann, Rothenburg o. T. Herrn J. Grill, Bamberg. Veronika Löffau, Rehagen. Maria Sales, Amerifa. Helena Adams, Trier. Laurenz Schimmer, Würzelen. Elisabeth Grosche, Niedersfeld. Heinrich Abels, Tiefeld. Margaretha Meller, Detoven. Frau Johann Selzner, Eich. Karl Permer, Heidemühle. Frau Dr. Anna v. Szysko, Neustadt. Heinrich Conrad Görsmann, Coblenz-Lützel. Frau Weinbach, Mayen. Frau Heinrichs Blick, Leiden. Wilhelm Reucher, Wiesdorf. Herrn Faust, Niederau. Frau May, Emmerich. Frau J. H. Stoffels, Dahlbenden. Frau Ww. Johann van Raap, geb. Maria Heyßen, Emmerich. Ferdinand Andreas Koup, Pfarrer, Münstermaifeld. Kreszentia Engelhart, Winn. Ad. Lieb, Neutengroth. Johann Dentl (großer Wohltäter unserer Mission) Altötting. Margareta Klug, Regina-Winkel, Eissenheim. Georg Pracher, Eggenfelden. Kath. Kellermann, Wilseed. Genovefa Peiffer, Wien. Anna Maria Walter, Planegg. Barb. Wimmelbacher, Hęyles. Kath. Medel, Hemhofen. Albertine Letterer, Böhnenbach. Maria und Anna Huber, Heimenthür. Kath. Meyer, Herrheim. August Schreiber sen., Somborn. Michael Bitig, Griesbach. Georg Franz, Großenfels. Therese Lins, Amberg. Josef Schieb, Hegne. Andreas Gleisner, Pfaffenreuth. Eugen Reßbach, Günzburg. G. Ph. Fischer, Dilsberg. Josef Pflanzer, Weßelsdorferberg. Peter Bobine, Bischöfsluck. Melchior Angermann, Mallnitz (Kärnten). Hochw. Mathias Zeilberger, Linz. Chrm. Schw. Maria Norberta Elisabetinerin, Klagenfurt. P. Gottfried Noggler, O. C., Innsbruck. Theres. Jäger, Gnunden. Andreas Konrad, Seibersdorf. Magdalene Mistelberger, Weiz. Michael Kröll, Podgarje. Anna Schötzig, Janernig. Josef Ledersteiner, Trieben. Josef Lößler, Feldbach. Barbara Derler, Weiz. Maria Schwab, Weiz. Heinrich Schmitt, Poppendorf. Elise Goethein, Dösdorf. Louise Kriegert, Ambrosius Lieb, Ottobeuren. Katharina Haas, Radersacker. Schw. M. Pia Freudent, Münsterberg. M. Anna Müller, Langenmühlach. Peter und Babette Fries, Böttigheim. Walburga Dieng, Ratenhöfen. Sabine Raab, Eischenbach. Kreszenz Hörmann, Kempen. Agatha Pfanner, Weiler. Anton Reiner, Herbertingen. Kath. Müller, Geisingen. Jungfrau Maria Schmid, Regensburg. Fr. Kreszenz Jöpf, Schlehdorf. Elisabetha Rupp, Gommersdorf. Walburga Rupp, Commersdorf. Franz Geibel, Lauban. Schw. M. Digna Scheidhammer, Frz. Xav. Redl u. Kreszenzia Dietl, Landau a. Istr. Frau Walburga Falch, Mergentheim. Dr. Stükle, Mergentheim. Katharina Hollner. Theresa Staab, Heinrichsthal. Joseph Endres, Kleinrinderfeld. Prof. Dr. Cron, Straßburg, großer Freund der Mission Mariannhill. Maria Franziska Konrad, Neunkirchen. Johanna Kahler, Frankenstei. Professor Wenzel, Babuschel, Teschen. Wolfgang Ahreiner, Tiefenbach. Jacobina Philippina Weimer, Ramstein. Anton Schwarz, Ottobeuren. Adam Freitag, Vilshofen. Agnes Leier. Frau Steenfoll, Geßher. Katharina Bronsting, Gelben. Hubert Preiß, Dieck. Peter Keschel und Margaretha Keschel, Niederbächem. Ludwig Drost, Saltau. Ludwig Radermacher, Aachen. Nicolaus Heck, u. Ludwig Graßmüller, Zih. Johanna Bessler, Hindelang. Dorothea Neugebauer, Großeibstadt. Michael Kaiser, Altötting (großer Wohltäter). Anna Weber u. Kath. Weber, Edesheim. Therese Mangoldeder, Eggenfelden.

Zur gesl. Notiz. Ende März oder anfangs April reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Anfragen sind zu richten an die Vertretung der Mission Mariannhill.

Vergiß nicht, lieber Leser, das Abonnement zu erneuern!

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnerinnen stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohltätiger Personen, an die wir das Vergißmeinnicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.